



NAGY

CORVINUS

NYELVVIZSGAKÖNYV

A hallott szöveg írott változata



LEXIKA
KIADÓ

TEST 1**1/1.****Das Fernsehverhalten der Deutschen**

Früher saß man gemeinsam vor dem Fernseher, denn das Fernsehen war in seinen Anfängen ein typisches Familienereignis. Das heißt, das Fernsehen hat den Familienalltag strukturiert. Beispielsweise wurde nach dem Abendessen gemeinsam ferngesehen. Diese Struktur des gemeinsamen Sehens hat sich aber in den letzten Jahren geändert. Das liegt daran, dass die meisten Haushalte über mehr als einen Fernseher verfügen und nicht mehr der Zwang besteht, sich auf eine bestimmte Sendung zu einigen. Der Vater schaut dann vor dem Hauptgerät Fußball, die Mutter geht ins Esszimmer und schaut da eine Familienserie oder etwas anderes an. Es gibt natürlich noch Ausnahmesituationen wie zum Beispiel die Fußballweltmeisterschaft. Wenn dort die deutsche Fußballmannschaft spielt, dann schauen natürlich sehr viele Leute zu. Und wenn es dann ums Endspiel geht, dann werden die Straßen sicher leer.

In Deutschland gibt es ein 24-Stunden-Programm. Nachts laufen oft Wiederholungen, zum Frühstücksfernsehen gibt es aktuelle Magazine, nachmittags Talkshows. Die Talkshows, Gesprächssendungen zu den unterschiedlichsten Themen, laufen in Deutschland den ganzen Tag. Eine der meist gesehensten Sendungen ist aber immer noch die Tagesschau, die Nachrichten abends um acht Uhr im ersten Programm. Ältere Leute bestehen auch heute noch darauf, dass man um acht Uhr niemanden anrufen kann, denn dann werden ja Nachrichten geschaut. Die großen Programme, egal ob öffentlich-rechtlich oder privat organisiert, sind sogenannte Vollprogramme. Sie heißen so, weil sie von allem etwas zeigen, Unterhaltung und Information, Filme und Shows. Und es gibt natürlich die täglichen Serien, die man entweder liebt oder hasst.

Viele Leute benutzen das Fernsehen, um nach der Arbeit abzuschalten, den Alltag zu vergessen und sich auf den Feierabend einzustimmen. Fernsehen hat damit eine Funktion bekommen, die weit über den offensichtlichen Nutzen hinausgeht. Man schaut nicht nur zur Information und Unterhaltung – das Fernsehen hat auch einen festen Platz im Tagesablauf. Während der Fernseher läuft, geht es vielmehr darum, die Arbeit zu vergessen, als wirklich neue Inhalte aufzunehmen. Viele wissen am nächsten Tag schon nicht mehr, was sie gesehen haben, und dass das Fernsehen auch süchtig macht, bestreitet eigentlich niemand. Leicht kann man zum Vielseher werden. In Deutschland nutzen nach den neuesten Umfragen etwa zwei Drittel der Menschen das Fernsehen regelmäßig, das heißt also jeden Tag, der Rest etwas seltener. Und wenn man das umrechnet auf die tägliche Nutzungsdauer, dann liegt die Nutzungsdauer bei etwas mehr als 3 Stunden im Durchschnitt. Man darf sich das aber nicht so vorstellen, dass die Zuschauer nun diese drei Stunden wirklich konzentriert vor dem Fernseher sitzen und die Sendungen mit voller Aufmerksamkeit verfolgen. Viele sehen es nebenbei, während sie bügeln, telefonieren oder essen.

1/2.

Bremen: Verkehrsübungsplatz für Kinder

Wer hat an einer Kreuzung Vorfahrt? Wie sieht der Verkehr aus der Perspektive eines Autofahrers aus und wie kann ich mich sicher im Straßenverkehr verhalten? Darum geht es auf dem Verkehrsübungsplatz in Bremen. Hier können Kinder von 6-12 Jahren die Verkehrsregeln und das richtige Verhalten auf der Straße im wahrsten Sinne des Wortes erfahren.

Der Verkehrsübungsplatz hat eine Größe von über 2000 m². Hier gibt es alles, was Kinder zum Lernen brauchen. Richtige Ampeln, Verkehrsschilder und lange Straßen, um richtig fahren, abbiegen, überholen und parken zu können.

Als Fahrer und Beifahrer erlebt man den Straßenverkehr ganz anders und merkt, welche Probleme ein Autofahrer hat. Also: Helme auf, Sicherheitsgurte angelegt und ab geht es in den Verkehrsgarten.

Gefahren wird in Miniautos mit speziellen Motoren. Diese Miniautos sind mit umweltfreundlichen, besonders leisen Viertaktmotoren mit Gaspedal, Bremsen und automatischem Getriebe ausgestattet. Die maximale Geschwindigkeit ist normalerweise zwischen 15 und 20 Stundenkilometer.

Zebrastreifen, Ampeln und Verkehrszeichen – alles ist realistisch nach- und aufgebaut und so lernen die Fahrschüler das richtige Verhalten im Straßenverkehr. Um hinter dem Lenkrad Platz zu nehmen, muss man mindestens sieben Jahre alt sein, als Beifahrer kann man auch jünger sein. Ab 9 darf man sich auch als Testpilot der *Formel-1*-Strecke ausprobieren. Für Sicherheit sorgt gut ausgebildetes Personal, das den kleinen Nachwuchsfahrern die richtigen Tipps gibt.

Mit den Freunden kann man auf dem Verkehrsgelände auch eine tolle Geburtstagsparty starten und dabei seinen Gästen auch noch die Straßenverkehrsregeln beibringen.

Und wer glaubt, er ist schon sicher im Straßenverkehr und kennt sich aus, der kann sein Wissen praktisch und theoretisch testen: bei der Führerschein-Prüfung. Da kann man gleich ausprobieren, ob man wirklich weiß, was die vielen Straßenschilder eigentlich alle bedeuten und wer nun Vorfahrt hat, rechts oder links...

1/3.

Interview mit Roland Moosbrugger, Betriebszentrale Karlsruhe

In einen Großstadtbahnhof fahren täglich mehrere hundert Züge ein und verlassen ihn wieder. Dass alles ohne Probleme klappt, ist auch Menschen zu verdanken, die ein Bahnreisender nie zu sehen bekommt. Sie steuern, welcher Zug wo einfahren kann und wo nicht - denn anders als ein Auto im Parkhaus kann eine ankommende Lok sich ja nicht selbst ihren Platz auf dem Bahnhof suchen. Roland Moosbrugger, Leiter der Netzdisposition in der Betriebszentrale Karlsruhe, hat mit Planet Wissen über seine Arbeit gesprochen.

- Herr Moosbrugger, wie kommt man eigentlich zu einem Beruf, den kaum jemand kennt?

Auch wenn sich das jetzt komisch anhört: Eigentlich wollte ich ja, wie jeder Junge, schon von klein auf Lokführer werden. Als ich mich dann 1970 bei der Bahn beworben habe, hat der Arzt beim Einstellungstest allerdings gesagt, ich sei zu schwach für den Job. Da habe ich mich eben für einen Beruf hinter den Kulissen entschieden - und mich Stück für Stück hochgearbeitet: Mit Fahrkarten verkaufen fing es an, dann kam ich als Fahrdienstleiter zu einem Rangierbahnhof, schließlich bin ich hier in der Karlsruher Betriebszentrale gelandet. Und damit bin ich nun auch ganz zufrieden - meine jetzige Arbeit ist für mich definitiv spannender als auf einer Lok zu sitzen.

- Was macht eine Betriebszentrale genau?

In der Betriebszentrale Karlsruhe überwachen wir das gesamte Bahnnetz im Südwesten - das sind 4500 Streckenkilometer, vom Saarland bis an den Bodensee. Wir sorgen dafür, dass die Züge pünktlich in die Bahnhöfe einfahren und schauen, welche Anschlüsse erreicht werden können und welche nicht. Im Prinzip geht es darum, den Verkehr auf der Schiene tagtäglich in genau den Zustand zu bringen, der im Fahrplan steht. Und das ist manchmal gar nicht so einfach.

- Wie sieht ein typischer Arbeitsplatz bei Ihnen aus?

Jeder Zugdisponent sitzt vor sechs bis acht Monitoren, auf denen die einzelnen Strecken mit allen Gleisen und Signalen schematisch dargestellt sind. Reisezüge bekommen einen roten Strich, der Nahverkehr ist grün, ein Güterzug blau. Auf einem anderen Bildschirm sieht man die Zeit-Wege-Linien: Sie zeigen an, ob ein Zug gerade Verspätung hat oder vielleicht sogar schneller ist. Und dann gibt es noch die Kommunikationsanlage, mit der wir über eine Funkverbindung mit jedem einzelnen Zug verbunden sind.

- Wann wird es bei Ihnen richtig stressig?

An den typisch bahnunfreundlichen Tagen, wie wir das nennen. Das sind leider gar nicht so wenige, denn bahnfreundlich sind eigentlich nur trockene Tage mit Temperaturen zwischen 15 und 25 Grad. Wenn es heißer wird, machen manche Loks nicht mehr mit; manchmal verbiegen sich sogar die Schienen. Und Regen ist oft auch ziemlich ungünstig - besonders im Herbst - da liegen dann ständig nasse Blätter auf den Gleisen, die erst einmal beiseite geräumt werden müssen.

- Haben Sie auch einmal einen richtigen Katastrophentag managen müssen?

Leider ja - das war 1999, beim Sturm Lothar. Der hat im gesamten Südwesten unzählige Bäume umgelegt, da war der Zugverkehr praktisch überall chaotisch. Das war eindeutig die extremste Situation für mich - auch deswegen, weil es schwierig war, Verstärkung zu organisieren. Wir haben zwar alle Kollegen daheim angerufen und gebeten herzukommen, aber wegen der vielen umgestürzten Bäume waren auch fast alle Straßen zu.

- Würden Sie sich noch einmal für Ihren Beruf entscheiden?

Ich denke schon – einfach, weil es meistens ziemlich spannend ist. Natürlich gibt es eine gewisse Grundroutine: Man muss den Fahrplan kennen, vieles verläuft immer gleich. Trotzdem gibt es jeden Tag auch wieder eine andere Störung, eine andere Abweichung – und deshalb auch immer wieder andere Lösungen. Es ist ein bisschen so wie bei der Feuerwehr: Man kommt zur Arbeit und weiß nie, was passieren wird.

TEST 2**2/1.****Agatha Christie**

Ihr voller Name lautete zuletzt Dame Agatha Mary Clarissa Christie. Mit einer Gesamtauflage von über 200 Millionen Büchern, die in über 100 Sprachen übersetzt wurden, ist sie die erfolgreichste Autorin des 20. Jahrhunderts. Mit *Hercule Poirot* und *Miss Marple* hat sie zwei der populärsten Detektive der Weltliteratur erfunden.

Geboren wurde sie am 15. September 1890 als Agatha Mary Miller. Sie war die jüngste von drei Kindern. Ihr Vater war Amerikaner. Als Kind ging sie nicht zur Schule, ihre Mutter unterrichtete sie zu Hause. Agathas Mutter Clara schrieb Gedichte und Geschichten. Als Agatha elf Jahre alt war, starb ihr Vater. Die nächsten Jahre verbrachte sie in Mädchenpensionaten, unter anderem auch in Paris. Wegen ihrer musikalischen Begabung wollte sie zunächst Sängerin werden und schloss eine Gesangsausbildung ab, doch ihre Stimme war für die Oper zu dünn.

Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges begann sie als Rotkreuzschwester zu arbeiten. Schon 1912 hatte sie den Flieger Archibald Christie kennengelernt und heiratete ihn an Weihnachten des Jahres 1914. In der Klinik lernte sie die chemische Zusammensetzung und Wirkung verschiedener Gifte kennen, was für sie in der späteren Karriere als Krimi-Autorin ein großer Vorteil war. Den ersten Kriminalroman veröffentlichte sie dann 1920: *Das fehlende Glied in der Kette*, der erste Roman mit dem belgischen Detektiv *Hercule Poirot*. Bis zu ihrem Tod im Jahre 1976 veröffentlichte sie zwei Bücher pro Jahr. 1922 wurde Archibald Christie eine Reise durch das damalige Britische Weltreich angeboten. Zur Vorbereitung einer Ausstellung des British Empire war er ein Jahr lang unterwegs. Seine Frau durfte ihn begleiten. Natürlich war Agatha von den fremden, exotischen Ländern und ihren Einwohnern fasziniert. Hier wurde die Grundlage für viele ihrer weiteren Kriminalromane gelegt.

1930 – zwei Jahre nach ihrer Scheidung - heiratete Agatha Christie mit vierzig den damals 26-jährigen Archäologen Max Mallowan und begleitete ihn auf seine Ausgrabungsreisen in den Orient, vor allem nach Syrien und in den Irak.

Natürlich war Agatha Christie auch im britischen Königshaus keine Unbekannte. Königin Mary galt als großer Fan der Christie. Zu ihrem achtzigsten Geburtstag hatte sie sich von der *BBC* ein Hörspiel gewünscht, das von Agatha Christie geschrieben wurde. Dieses halbstündige Hörspiel arbeitete Christie später zu einem Theaterstück um. 1956 zeichnete die Königin die Schriftstellerin mit dem *Orden des Britischen Empire* aus.

2/2.

Hoch in den Lüften: Funjobberin Annett war Flugbegleiterin im Zeppelin

Annett, 24, hat 2003 spannende Sommerferien erlebt. Statt Urlaub zu machen oder für Geld zu jobben, absolvierte sie ein Praktikum als Zeppelin-Flugbegleiterin. Diese tolle Erfahrung konnte die Innenarchitekturstudentin aus Schwäbisch-Hall dank der *Raiffeisen-Volksbank* machen, die jedes Jahr zehn spannende Funjobs zu vergeben hat. Wir haben uns mit ihr unterhalten.

– Wie bist du auf die Idee gekommen, dich ausgerechnet als Zeppelin-Flugbegleiterin zu bewerben? Bist du schon vorher mit einem Luftschiff geflogen oder war dies dein erster Flug?

Vor einiger Zeit habe ich das Zeppelinmuseum in Friedrichshafen besucht und war gleich fasziniert. Meinen ersten Luftschiffflug hatte ich im Rahmen der Ausbildung für die Funjob-Aktion und war gleich total begeistert!

– Vor deinem ersten Flug musstest du eine Prüfung ablegen. Was wurde von dir verlangt?

Zuerst hatte ich noch in Rosenheim beim Fliegerarzt eine Flugtauglichkeitsprüfung. In Friedrichshafen angekommen bekam ich erst einmal zwei Tage lang eine Theorieausbildung, bei der ich die geschichtlichen und technischen Hintergründe der Zeppeline gelernt habe. Zudem musste ich natürlich über die Sicherheitsvorschriften Bescheid wissen. Am Ende dieser theoretischen Tage, die ich übrigens im Einzelunterricht bei einer tollen Lehrerin hatte, stand dann die Prüfung.

– Dass man als Flugbegleitung schwindelfrei sein muss, ist klar. Welche weiteren Voraussetzungen muss man mitbringen, um diesen Beruf ausüben zu können?

Die Person sollte auf jeden Fall kontaktfreudig sein, geduldig und freundlich.

– Worin unterscheidet sich ein Zeppelin-Flug von einem normalen Flug im Flugzeug?

Es ist alles anders. Der Start und die Landung sind viel ruhiger, sanfter und weniger hart als bei einem Flug mit Flugzeug. Das Fliegen selbst ist meiner Meinung nach viel angenehmer und langsamer, so dass viel Zeit ist, um sich zu orientieren, Straßen und Häuser zu suchen oder einfach nur die Aussicht zu genießen. Zahlenmäßig gesehen fliegen im Zeppelin maximal 12 Personen und zwei Kapitäne mit, und die Passagiere dürfen sich, nach dem Erreichen der Flughöhe, frei im Zeppelin bewegen und spazieren gehen.

– Welche Aufgaben musstest du während deines Jobs erledigen und was hast du den Touristen gezeigt?

Meine Hauptaufgabe bestand darin, das Ein- und Aussteigen zu koordinieren, das ist aufgrund des Gewichtsverlustes durch die aussteigenden Passagiere ein besonderes Verfahren.

Ansonsten war ich für das Führen des Logbuches verantwortlich, d.h. Pilot und Flugbegleiterin vermerken, wie voll der Tank beim Start und bei der Landung ist, wann war Flugstart, wann Landung, wie viele Passagiere sind an Bord.

Ein weiterer wichtiger Punkt bei meiner Aufgabe waren das Begrüßen und Verabschieden der Passagiere an Bord und die Erklärung der Flugroute.

Sobald wir über eine wichtige Sehenswürdigkeit geflogen sind, war es meine Aufgabe, die Passagiere darauf aufmerksam zu machen und ein paar Dinge dazu zu sagen.

– Hast du auf deinen Flügen im größten Luftschiff der Welt trotz der vielen Arbeit auch die Aussicht genießen können?

Oh ja!!! Natürlich!! Oft habe ich die Aussicht gemeinsam mit Passagieren genossen und wurde immer wieder auf Neues aufmerksam gemacht oder ich saß auf meinem Platz neben dem Piloten und habe von da die Aussicht genießen können.

– Was hat dir an deiner Arbeit am besten gefallen?

Das ist schwer zu sagen! Eine Sache ist der Kontakt zu den Passagieren – ich habe zum Beispiel mit Menschen gesprochen, die den Grafen Zeppelin kannten und das alte Luftschiff noch um Ulm kreisen sahen und seitdem den Wunsch hatten, selbst einmal mit einem Zeppelin zu fliegen.

– Wir danken dir für das Gespräch!

2/3.

Wie wird man Radiomoderator?

Brigitte „Biggy“ Zahn ist in Nürnberg so bekannt wie ein bunter Hund. Genauer gesagt ihre Stimme. Denn die Dreiundzwanzigjährige ist Radiomoderatorin beim lokalen Radiosender *Hit Radio N1*. Aber wie wird man eigentlich Radiomoderatorin? Darf man immer die Lieder spielen, die man selber gerne hört? Und tut einem oft der Hals weh vom vielen Sprechen? Biggy erzählt uns aus ihrem aufregenden Leben als Moderatorin: Ich bin nicht eines Tages aufgewacht und habe mir gedacht: Ich will Radiomoderatorin werden! Bei mir kam das eher zufällig. Mein ursprünglicher Traumberuf war Hebamme. Also etwas völlig anderes. Während der Schulzeit habe ich ehrenamtlich bei einem christlichen Radiosender gearbeitet. Ich habe schon immer gerne geredet und Leute unterhalten. Nachdem ich so die erste Radioluft geschnuppert habe, hat es mich gepackt. Ich wollte mehr davon.

Deshalb habe ich ein Praktikum bei *Hit Radio N1* gemacht. Die Leute dort wollten natürlich erst einmal prüfen, ob ich für diesen Beruf geeignet bin. Ich hatte das Glück, schon relativ früh viel ausprobieren zu dürfen. Und eine ordentliche Portion Glück gehört bei so beliebten Berufen immer dazu. Denn natürlich war ich nicht das einzige junge Mädchen, das sich bewarb.

Am Anfang war erst einmal üben angesagt. Ich saß im Probestudio und spielte eine Sendung nach der anderen nach. Ich hatte die Lieder vor mir, die auch im Radio gespielt wurden und musste selbstständig eine eigene Sendung vorbereiten. Da gerät man natürlich ganz schön ins Schwitzen.

Ich musste mir überlegen: Wann sage ich was? Was ist heute Wichtiges passiert, das man in jedem Fall im Radio hören muss? Wie kann ich meine Sendung interessant und spannend gestalten? Das war ein hartes Stück Arbeit.

Meine Arbeitszeiten waren am Anfang ziemlich ungewohnt für mich. Ich hatte morgens von 04:00-06:00 Uhr Sendung. Die Zeit, in der die wenigsten Hörer einschalten. Denn ich musste erst lernen, mit der Technik umzugehen. Da gibt es eine Menge bunter Knöpfe und Schalter, von denen jeder eine andere Bedeutung hat. Da sind Fehler vorprogrammiert. Mittlerweile ist das Mischpult für mich wie Autofahren. Ich bediene die Technik zwar nicht blind, aber ich weiß einfach auswendig, welche Knöpfe ich zu drücken habe. Nach meinem Praktikum habe ich bei *Hit Radio N1* eine zweijährige Ausbildung zur Rundfunkredakteurin gemacht.

Habt ihr schon einmal vor einer großen Menschenmenge gesprochen? Da ist man schon ein wenig aufgeregter, oder?

Das war ich am Anfang auch. Ich musste meine Stimme erst einmal richtig kennen lernen. Deswegen habe ich Sprechunterricht bekommen. Hier arbeitet man mit dem ganzen Körper. Bin ich verkrampft, ist auch meine Stimme verkrampft. Spreche ich im Sitzen, klingt meine Stimme anders, als wenn ich im Stehen rede. Außerdem ist auch die Betonung ganz entscheidend. Wenn ich Nachrichten lese und von einem Unfall berichte, muss ich meine Stimme ganz anders einsetzen, als wenn ich von der Sommersonne und vielen Badegästen erzähle.

Wer selbst unbedingt Radiomoderator/in werden will, sollte sich auf jeden Fall ein genaues Bild von diesem Beruf machen. Macht am besten ein Praktikum und findet so heraus, ob euch das Moderieren tatsächlich Spaß macht. Als Radiomoderator/in hat man ganz klar einige Vorteile: Man wird zu vielen Veranstaltungen eingeladen und muss nicht mehr in einer langen Schlange vor den Clubs anstehen. Man darf berühmte Sängerinnen und Sänger interviewen und kann sie so auch von der ganz privaten Seite kennenlernen. Aber man muss sich auch bewusst sein, dass man in diesen Job viel Kraft und Zeit investieren muss. Trotzdem macht mir meine Arbeit sehr viel Spaß!

TEST 3**3/1.*****Slacklining* – Trendsport für Balance-Künstler**

Wenn man durch Stadtparks geht, kann man mancherorts Seile zwischen zwei Bäumen aufgespannt sehen, auf denen junge Menschen balancieren. Dieser Trendsport nennt sich *Slacklining*. Ein Seil und zwei Bäume, mehr braucht man nicht für's *Slacklining*.

– *Was ist eigentlich Slacklining?*

Ähnlich wie beim Seiltanz balanciert man bei dieser Trendsportart auf einem Schlauch- oder Gurtband, welches man zuvor zwischen zwei Bäumen oder Ähnlichem befestigt hat.

Bei dieser Sportart wird ein guter Gleichgewichtssinn und Konzentration sowie Koordination benötigt. Deswegen wird die Trendsportart häufig von Kletterern oder anderen Extremsportlern betrieben, die dadurch ihr Gleichgewichtsgefühl trainieren möchten.

Fast überall findet sich eine passende Stelle auch am Strand.

– *Was braucht man zu dieser Sportart?*

Das Wichtigste dabei ist natürlich die *Slackline*. Es handelt sich dabei um ein Band, das 2,5 bis 3 Zentimeter breit ist. Je breiter das Band, desto leichter ist das Balancieren. Dann benötigt man auch noch zwei Befestigungspunkte, wie Bäume, Felsen oder Geländer, um die Line aufzuspannen.

Zwar ist diese Sportart mit dem Seiltanz aus dem Zirkus verwandt, doch tatsächlich hat sie sich aus dem Klettersport entwickelt. In den 1980er Jahren waren es Kletterer im *Yosemite Nationalpark*, die aus einer Freizeitbeschäftigung eine Trendsportart kreierten, indem sie ihre Kletterseile verwendeten, um darauf zu balancieren.

2000 kam dann diese Sportart auch nach Europa. Heinz Zak aus Österreich gilt hier beispielsweise als Pionier. Aber erst in den letzten Jahren hat sich das *Slacklining* zu einer bekannteren Trendsportart entwickelt. Und heute sieht man häufig *Slacker* (so nennt man die Sportler, die diesen Sport ausüben) in Parks balancieren.

Im Laufe der Jahre haben sich bei dieser Sportart verschiedene Disziplinen entwickelt. Auf der konventionellen und relativ ungefährlichen *Lowline* (Niedrigband) kann man gute Tricks machen. *Long Lines* (Langbänder) dagegen können bis zu 100 Meter lang sein.

Daneben gibt es auch *Bänder* über dem Wasser (*Wasserlines*) und *Highlines*, also *Hochbänder*, die in extremer Höhe aufgespannt werden und die meist mit einer Sicherung begangen werden, da man tief fallen kann. *Jumplines*, also Springbänder, sind stärker gespannt und besonders für Akrobaten geeignet. Auch Skateboarder haben diese Sportart für sich entdeckt und vollführen auf ihnen Grind-Tricks.

3/2.

Die erste Straßenbahn der Welt

Am 26. November 1832 wurde die erste Straßenbahnlinie der Welt in der Stadt New York eröffnet. Die Strecke verlief quer durch den New Yorker Stadtteil Manhattan und sollte vor allem das nördliche Stadtviertel Harlem mit dem südlichen Teil von Manhattan verbinden. Deshalb hieß die Straßenbahnlinie auch *New York and Harlem Railroad*.

Diese Straßenbahn fuhr zwar auf Gleisen, aber sie wurde von Pferden bzw. zunächst auch von Maultieren gezogen. Sie bestand aus drei mit Teppich und Polstersitzen ausgestatteten Waggons und konnte 30 Menschen transportieren, wurde aber auch zur Beförderung von Waren und Lebensmitteln genutzt.

Die Verwendung von Pferden als Zugtiere wurde jedoch aufgegeben, da sie langsam waren, nur schlecht auf den steilen Straßen reiten konnten und sie außerdem durch ihre Pferdeäpfel verschmutzten.

Ein weiterer Grund war die Verbesserung der Dampfmaschine von James Watt im Jahr 1769 – sie wurde als revolutionär empfunden, weil sie so schnell war. Eine Weiterentwicklung solch einer Maschine trieb in der Form einer Dampflok in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die New Yorker Straßenbahn an.

Die erste kabelbetriebene Straßenbahn in New York gab es im Jahre 1873. Diese sah ähnlich wie die *Cable Cars* in San Francisco aus und funktionierte auch so. 1903 begann man dann die Straßenbahnen auf elektrischen Betrieb umzustellen. Nun wurde das Verkehrsmittel über neue Schienen durch Strom angetrieben. Die Umstellung dauerte bis ca. 1915.

Bis zu dieser Zeit fuhren also Kabelbahnen, mit Dampf betriebene und teilweise sogar noch von Pferden gezogene Straßenbahnen. Im Jahre 1936 wurde das Ende der Straßenbahn in New York beschlossen. Ein entscheidender Grund hierfür war der im Jahr 1900 begonnene Bau der U-Bahn. Diese war viel schneller und konnte mehr Personen befördern. 1957 fuhr die letzte Straßenbahn.

Die erste europäische Straßenbahn, die ebenfalls auf Gleisen fuhr und von Pferden gezogen wurde, wurde 1855 in Paris eingeführt. Sechs Jahre später gab es auch Trams in London. In Deutschland nutzte man dieses Fortbewegungsmittel erstmals 1865 in Berlin. Die Pferdebahnen gelten als technische Vorläufer der heutigen Eisen- und Straßenbahnen.

Werner von Siemens erfand die elektrische Straßenbahn und baute dafür Waggons, die den Strom über die Schienen aufnehmen konnten. Die erste weltweit fuhr im Jahr 1881 in Lichterfelde, das heute ein Ortsteil von Berlin ist. Die Pferdebahnen wurden durch diese Erfindung jedoch nicht sofort verdrängt. Die letzte ihrer Art war noch bis 1949 auf der Insel Spiekeroog im Einsatz.

Nachdem der Höhepunkt der Straßenbahnentwicklung um 1920 überschritten war und neue Fortbewegungsmittel wie die U-Bahn oder das Automobil erschienen, wurden immer mehr Linien stillgelegt. Die Trendwende begann um 1980, da man nun die umweltfreundlichen Aspekte der Straßenbahn zu schätzen lernte und es sich für kleinere Städte einfach nicht lohnte, eine U-Bahn zu bauen, da sie teuer war und mehr Strom benötigte.

3/3.

Das Deutsch der Zukunft

Die deutsche Sprache verändert sich. Für einige ist das selbstverständlich, für andere jedoch unheimlich. Nach jahrelanger Stagnation ist das Interesse an der deutschen Sprache groß wie nie. Die Listen der Leute, die sich für Deutschkurse im In- und Ausland begeistern, werden länger. Vor allem in Spanien und Griechenland ist das Interesse gewachsen. Denn viele der jungen Europäer erhoffen sich in Deutschland eine bessere berufliche Perspektive als in ihren Heimatländern.

Man kann also feststellen: „Deutsch ist in“ oder, um es auf Deutsch zu sagen: „Deutsch ist gefragt“, zumindest bei den Deutschlernenden. Wie aber sieht es bei den Muttersprachlern aus? Wie zufrieden sind sie mit der Sprache und ihrer Entwicklung? Eine Forschungsgruppe des Instituts für Deutsche Sprache hat herausgefunden: Fast 80 Prozent der Deutschen sind der Meinung, dass mehr für die deutsche Sprache getan werden müsste. Ein Grund für das Goethe-Institut, unter dem Thema „Zukunft der deutschen Sprache“ eine ganze Veranstaltungsreihe zu organisieren. Die Veranstalter, darunter auch der Duden-Verlag und das Institut für Deutsche Sprache, haben 25 Veranstaltungen in ganz Deutschland und im Ausland geplant. Vier Themen sollen dabei im Mittelpunkt stehen: Digitalisierung, Globalisierung, Wirtschaft und Sprache sowie Deutsch als Wissenschaftssprache. Die Veranstalter wollen herausfinden, welchen Herausforderungen sich die deutsche Sprache in diesen Bereichen stellt. Schon jetzt sind sie sich einig: Es gibt viele Kräfte, die auf die deutsche Sprache einwirken und sie verändern.

Dazu zählen sie zum Beispiel die Nutzung neuer Medien. Facebook, SMS und Twitter verändern die Art der Kommunikation. Ähnliches passiert durch die Globalisierung. Denn durch das internationale Umfeld sind wir von vielen Sprachen umgeben – und immer mehr englische Wörter, sogenannte Anglizismen, erscheinen in der deutschen Alltagssprache.

Ein weiteres Problem sehen die Experten im Bereich Deutsch als Wissenschaftssprache. Denn Wissenschaft findet immer weniger auf Deutsch statt. Forschungsergebnisse werden zunehmend auf Englisch festgehalten und Wissenschaftskongresse auf Englisch abgehalten.

Die Veranstaltungsreihe hatte einen großen Erfolg. Der letzte Abend der Veranstaltungen stand ganz im Zeichen der deutschen Sprache. Moderatoren und Redner haben sich sichtlich bemüht, bei ihren Beiträgen möglichst keine Anglizismen oder Fremdwörter zu benutzen. Und hatten dabei an der einen oder anderen Stelle Probleme. So konnte der Moderator das passende Wort nicht finden, als er den Film zur Vortragsreihe „Deutsch 3.0“ ankündigen wollte: „Wie sagt man denn eigentlich ‚Trailer‘ auf Deutsch?“, fragte er ins Publikum. „Werbefilm“, hörte man aus dem Publikum. Na also, es geht doch noch!

TEST 4**4/1.****Gut gefrühstückt in die Schule**

Auch wenn es viele Kinder und Jugendliche nicht gerne hören, das Frühstück ist für einen guten Start in den Schultag ganz besonders wichtig. Werden die über Nacht geleerten Energiespeicher am Morgen nicht angemessen aufgefüllt, leiden Aufmerksamkeit und Konzentration.

Zudem steigt die Gefahr, beim ersten Hungeranzeichen zu Süßem oder Fettigem mit viel Kalorien, jedoch wenig wertvollen Nährstoffen zu greifen. Viele Kinder und Jugendliche frühstücken ungerne, weil sie am Morgen einfach nichts „runterbringen“. Auch wenn es schwerfällt, die Schüler sollten nicht ganz nüchtern in die Schule gehen, da sonst ihre Leistungen schon nach ein paar Stunden schwächer werden. Wer nicht gern frühstückt, sollte zumindest ein Glas Milch, Kakao, Trinkjoghurt, Fruchtsaft oder Tee zu sich nehmen. Wird am Morgen nur eine Kleinigkeit gegessen, sollte das Pausenbrot reichhaltiger sein. Das Frühstücksgetränk sollte den Körper mit Flüssigkeit versorgen – möglichst ohne Zucker. Neben Wasser sind ungesüßte Kräuter- oder Früchtetees geeignet. Koffeinhaltige Getränke wie Kaffee sind für Schülerinnen und Schüler nicht zu empfehlen.

Obst und Gemüse, das mit anderen Lebensmitteln kombiniert gegessen wird, z.B. Joghurt mit Erdbeeren, Müsli mit Birne, Brot mit Gurkenscheiben, sollte beim Frühstück nicht fehlen. Fruchtsäfte ohne Zuckerzusatz schmecken gut und versorgen den Körper mit wichtigen Vitaminen und Mineralstoffen.

Brot, Müsli oder andere Cerealien, z.B. Flocken, Flakes, Pops etc. stellen dem Körper komplexe Kohlenhydrate zur Verfügung und haben positiven Einfluss auf die Leistung in der Schule. Aber Vorsicht: Müslimischungen wie z.B. Schokoflakes, Knusper- oder Schokomüsli enthalten teils viel Zucker und Fett. Besser auf Müslimischungen ohne Zuckerzusatz bzw. Vollkornflakes zurückgreifen.

Milch und fettarme Milchprodukte wie Joghurt, Käse, Frischkäse, Hüttenkäse oder Topfzubereitungen sind ein wichtiger Bestandteil eines Frühstücks für Kinder. Fehlen beim Frühstück Milchprodukte, können diese auch in der Schulpause konsumiert werden.

Wie bereits erwähnt, mögen viele Kinder und Jugendliche nichts zum Frühstückessen. Folgende Tipps und Tricks sind hilfreich, um Kinder, die nicht gern frühstücken, vom Bett zum Tisch zu locken: Abwechslung und immer Neues, z.B. frische Obstzubereitungen, selbst zubereitete Müsli- bzw. Cerealienmischungen, verschiedene Brotsorten, unterschiedliche Kräuter- und Früchtetees.

Farbenfroh in den Tag: Ein freundlich gestalteter Frühstückstisch zaubert auch einem nach dem Aufstehen schlecht gelaunten Kind ein Lächeln ins Gesicht. Für Farbe sorgen Obst und Gemüse, Frucht- und Gemüsesäfte, bunte Servietten oder verschiedene Dekorationsmaterialien.

Ruhiger Start in den Tag: Auch entspannte Musik im Hintergrund, bei der das Frühstück genossen werden kann, kann den ruhigen Start in den Tag erleichtern.

4/2.

Hallo, Herr Knigge!

Ein großes Festessen in einem feinen Restaurant. Was anderen eine Freude macht, davor haben manche Angst. Warum? Weil sie nicht wissen, wie man sich in einem guten Restaurant oder Hotel benehmen sollte. Und wer unsicher ist, der verkrampft. Und wer verkrampft, der kann das beste Essen nicht genießen. Der wird böse und findet alles doof – das verdirbt einem dann das Vergnügen. Damit aber alle so ein Essen in feiner Gesellschaft genießen können, hat sich das *Maritim Hotel* in Nürnberg etwas ausgedacht: Es bietet einen Schnellkurs namens *Hallo, Herr Knigge* für Kinder im Alter von acht bis zwölf. Echte Profis erklären den Teilnehmern, wie man sich gut benimmt – und zeigen, dass das Ganze auch noch richtig Spaß machen kann.

Adolph Franz Friedrich Ludwig Freiherr von Knigge wurde 1752 bei Hannover geboren. Er wurde auf einem Landgut von Privatlehrern unterrichtet. Doch schon mit 13 Jahren wurde er Waise. Seine Eltern hinterließen ihm außer dem wohlklingenden Namen nur Schulden. Die Güter wurden verkauft und Knigge erhielt eine Rente, mit der er später Jura studieren konnte. Nach dem Studium zog er nach Kassel, heiratete und übernahm die hessische Tabakfabrik. Er schrieb Theaterstücke, kannte Goethe und Schiller. Er zog immer wieder um, schrieb Texte, Theaterstücke, Kritiken und Romane. 1796 starb Knigge in Bremen. Berühmt bis heute ist seine Sammlung von Lebensregeln in 2 Bänden *Über den Umgang mit Menschen*. In diesen Büchern erklärt Knigge, was Höflichkeit und anständiges Benehmen bedeuten. Auch heute spricht man von dem *Knigge*, wenn es um Höflichkeit und Tischmanieren geht.

Mit dem Serviceleiter des *Maritim-Hotels* persönlich, Domenico Palmerini und der Verkaufsdirektorin Sibylle Übelherr absolvieren die Teilnehmer ein spannendes Programm: Los geht es mit Cocktail-Mixen – alkoholfrei versteht sich. Die Zubereitung zweier verschiedener Cocktails bringt Domenico den Kindern bei: den *Frucht-Paradise* und den *Banana-Flip*. Domenico zeigt, wie man die Früchte schneidet, erklärt dazu, wo sie herkommen und was man noch mit ihnen machen kann. Es wird gemixt und schließlich auch probiert: „sehr lecker“, stellen alle fest.

Und dann geht es zum Essen am gedeckten Tisch. Schon beim Eintritt in das Restaurant gibt's die ersten guten Tipps: Bevor es zu Tisch geht – Hände waschen! Und dann: Die Dame immer zuerst! Und falls ein Mantel oder eine Jacke ausgezogen werden muss, da hilft der Herr der Dame doch gern und kümmert sich um die Garderobe. Und wie verhält man sich beim Essen? Angefangen wird erst, wenn alle ihren Teller vor sich haben – dann geht's mit einem „Guten Appetit“ los.

Und dann geht die Gabel zum Mund und nicht der Mund zur Gabel. Also einigermaßen gerade sitzen, dann rutscht das Essen auch besser. Die Ellbogen soll man eigentlich nicht auf den Tisch aufstützen. Beim Essen sollte man sich unterhalten. Aber Vorsicht: Wenn man zu viel im Mund hat und dabei redet, dann verschluckt man sich leicht. Und noch ein Tipp: Redet man auch mit den Händen, dann besser das Besteck ablegen. Sonst könnte das erhobene Messer gefährlich für den Nachbarn werden. Ist man fertig mit seinem Gericht, dann legt man den Löffel oder Messer und Gabel gemeinsam nach rechts – das ist das Zeichen für den Kellner, dass er abservieren kann.

All das und noch viel mehr erklärt Domenico Palmerini den Teilnehmern. Nach dem gelungenen Essen, wenn alle fertig und zufrieden sind, wird den Besuchern des kleinen Knigge-Kurses das Hotel gezeigt und sie dürfen noch in die Küche, wo sie gemeinsam mit dem Chefkoch Kanapees zubereiten. Die kleinen leckeren Köstlichkeiten sind für die Eltern, die ihre nun wohlgeschulten Kids wieder abholen. Ob die eigentlich all diese Regeln kennen?

4/3.

Veronika, die Kamelsafari-Animateurin

Veronika Astner (18) hat eine Woche auf einer Kamelfarm im Allgäu gejobbt, die Safaris für Touristen veranstaltet. Mit dem Wüstenschiff durch die Alpen? Ja, das gibt es wirklich!

– Wie bist du darauf gekommen, dich ausgerechnet als Kamelsafari-Animateurin zu bewerben?

Ich habe die Aktion zufällig entdeckt. Für den Kamelsafari-Animateur-Job habe ich mich entschieden, weil ich in meiner freien Zeit am liebsten an der frischen Luft bin und Tiere sehr mag.

– Hattest du Kamele ausgerechnet im Allgäu vermutet?

Nein, ganz bestimmt nicht. Ich habe Kamele bisher nur im Zoo gesehen, und dachte für sie wäre es viel zu kalt im Allgäu. Aber nachts ist es ja in der Wüste auch viel kälter als hier im Winter, so dass wir hier für Kamele ein sehr gemäßigtes Klima haben.

– Kamele sind ziemlich große Tiere. Hattest du am Anfang Angst vor ihnen?

Nein. Kamele sind sehr brave Tiere, viel lieber als Pferde.

– Kamelsafari-Animateurin hört sich nach einem Knochenjob an. War das nicht körperlich sehr anstrengend?

Es ist schon anstrengend, vor allem wenn es so heiß ist. Aber es macht viel Spaß.

– Welche Aufgaben musstest du während deines Jobs erledigen? Beschreib uns einen Arbeitstag!

Kamele putzen, satteln, Tiere von der Koppel holen, die Karawane führen, Stall herrichten, Kamele füttern...

– Was hat dir an deiner Arbeit besonders oder eventuell gar nicht gefallen?

Mir hat eigentlich wirklich alles gut gefallen. Besonderen Spaß hatte ich beim Umgang mit den Kamelen, weil die so nett und gutmütig sind.

– Inwiefern hast du von deinem Praktikum profitiert? Weißt du jetzt, was du beruflich einmal machen möchtest? Vielleicht wieder mit Tieren arbeiten?

Ich kenne jetzt den Unterschied zwischen Kamel, Trampeltier und Dromedar. In meiner Zukunft würde ich gerne wieder mit Tieren arbeiten.

– Wir danken dir für das Gespräch!

TEST 5**5/1.****Bäder in Ungarn**

Die ungarischen Bäder sind weltberühmt. Hier finden sich zahlreiche Heilbäder, Heilwässer und Thermalwasserquellen. Die Bäder sind zum Teil schon im 16. Jahrhundert erbaut worden und eine wahre Sehenswürdigkeit. Das meist besuchte Bad ist das Gellért Heilbad. Seine Heilquelle kannte man schon im 13. Jahrhundert. Es ist eingerichtet mit wunderschönen Mosaiken, Skulpturen und bunten Glasfenstern.

1.300 Heilquellen, viele neue und sehr moderne Spa-, Kur- und Wellnesseinrichtungen – Ungarn gehört ohne Zweifel zu den wichtigen Reisezielen im Gesundheitstourismus. Schon vor 2.000 Jahren nutzten die Römer die gesundheitsfördernde Wirkung des Heilwassers aus den Tiefen des Bodens unter Ungarn. Insbesondere den Thermalsee von Hévíz besuchten die Römer gerne, um hier ihre Krankheiten zu kurieren. Heute gibt es mit der Westungarischen Bäderstraße eine ganze Region, die Menschen aus Europa für einen Kuraufenthalt besuchen.

Die bekanntesten Orte der Westungarischen Bäderstraße sind Bad Hévíz, Bad Bük, Bad Sárvár und Bad Zalakaros. Über die Landesgrenzen hinaus sind die Heilwässer dieser Orte dafür bekannt, dass sie helfen, Geist und Seele, vor allem aber den Körper wohltuend zu regenerieren. So kommt es, dass diese Gegend im Nordwesten Ungarns, nicht weit von Österreich entfernt, den Beinamen „die Kraft spendende Region“ erhalten hat.

Hautkrankheiten, gynäkologische Beschwerden, insbesondere aber Schwierigkeiten mit dem Bewegungsapparat und rheumatische Beschwerden werden mit Hilfe der Thermalquellen in der Westungarischen Bäderstraße behandelt.

Patienten und Touristen sind im Gebiet der Westungarischen Bäderstraße bestens aufgehoben. Zum einen findet man hier hervorragende Hotels, die drei, vier oder sogar fünf Sterne tragen, einen sehr guten Service bieten und über moderne Spa- und Wellnessangebote verfügen. Zum anderen arbeiten hier viele gute Ärzte und Heilpraktiker, die auf eine lange Tradition des Heilens mit Thermalwasser verweisen können. Das Wissen in dieser ärztlichen Disziplin tritt hier also konzentriert auf. Ebenso sind in den Kurorten der Westungarischen Bäderstraße Sportwissenschaftler, Ernährungsberater und Schönheitsexperten mit viel Erfahrung anzutreffen.

Die Westungarische Bäderstraße ist von Deutschland aus gut zu erreichen. Ab Passau in Bayern fahren regelmäßig Busse hierher. Zudem werden von Düsseldorf, Frankfurt, Berlin und Hamburg Lufthansa-Flüge an den nicht weit entfernten Plattensee angeboten.

Zufrieden kann sein, wer die Westungarische Bäderstraße besucht, ohne dass er zu sehr auf die Ernährung achten muss, denn hier gibt es eine erstklassige Gastronomie und die ungarischen Weine sind auch nicht zu verachten.

5/2.

Jugend musiziert: Ein großer Tag für Florian

Wie fühlt man sich, wenn man auf einer Bühne steht und von einer Jury beurteilt werden muss? Florian hat beim Wettbewerb *Jugend musiziert* teilgenommen. Er ist zusammen mit seinem Klavierpartner Henri und seinem Horn, einem sogenannten Blechblasinstrument, an den Start gegangen. Er berichtet, wie sein großer Tag war und wie die Vorbereitungen für einen solchen Wettbewerb ablaufen:

Mitte Oktober letzten Jahres bekam ich das Angebot eines 13-jährigen Musikers aus meiner Schule, zusammen mit ihm beim Wettbewerb *Jugend musiziert* teilzunehmen. Da in diesem Jahr vor allem Duette mit einem Klavier und einem Blechblasinstrument gesucht waren, fragte mich Henri, ob ich sein Klavierspiel mit meinem Horn begleiten wolle.

Ich willigte sofort ein und wir begannen Ende Oktober mit der Arbeit. Wir trafen uns wöchentlich zum Üben, entweder in der Schule oder bei einem von uns zu Hause, außerdem kam immer einer von uns zum Privatunterricht des anderen mit. Obwohl wir erst Ende Oktober angefangen hatten zusammen zu üben, klang unser Zusammenspiel im November schon sehr gut. Natürlich standen wir unter gewissem Zeitdruck, da der Wettbewerb schon in drei Monaten stattfinden sollte. Doch durch die Tipps, die wir von unseren Lehrerinnen bekamen, schafften wir es, bis zum großen Tag gut vorbereitet zu sein.

Der große Tag war für uns ein Freitag. Der Wettbewerb fand zwar ein ganzes Wochenende lang statt, jedoch war der Freitag für die Instrumente vorgesehen, die wir spielen. Natürlich war ich sehr aufgeregt. Es war ja mein erster richtiger Wettbewerb und ich war sehr gespannt darauf. Nachdem ich mich elegant angezogen und die Stücke noch mal durchgespielt hatte, fuhr mich mein Vater zum Wettbewerb, der in einem Schulhaus veranstaltet wurde. Als wir dort ankamen, mussten wir uns zuerst anmelden. Nach kurzer Zeit traf ich auch meinen Klavierpartner Henri. Wir gingen in einen Raum, in dem wir uns genau eine halbe Stunde einspielen durften.

Nachdem einige Leute vorgespielt hatten, wurden wir aufgerufen. Nun war der Moment gekommen, auf den wir so lange hingearbeitet hatten. Wir schritten auf die Bühne und stimmten unsere Instrumente noch mal kurz an, damit wir auch sicher gehen konnten, dass sie genau gleich hoch bzw. tief spielten. Jetzt war ich richtig aufgeregt. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Es ging los und Gott sei Dank: wir spielten gut. Natürlich mit ein paar Fehlern, das ist ja ganz normal, aber im Großen und Ganzen waren wir nach unserem Zehn-Minuten-Auftritt zufrieden. Zum Schluss verbeugten wir uns und gingen gemeinsam von der Bühne. Wir hatten es hinter uns und ich war heilfroh.

Nachdem die restlichen Vorspiele vorüber waren, zog sich die Jury zur Besprechung zurück. Um 18 Uhr wurde das Ergebnis bekannt gegeben. Zuerst wurden die nicht so guten Vorträge bekannt gemacht. Endlich wurden auch unsere Namen aufgerufen: „Florian und Henri: 1. Preis!“
Wir hatten unser Ziel erreicht!

5/3.

Ketchup

Es passt zu Pommes genauso gut wie zu Currywurst: *Ketchup*. Und weil Hamburger, Hot Dogs und die anderen mit Ketchup gleich viel besser schmecken, verbrauchen die Deutschen drei Flaschen im Jahr. Wer an das leckere rote Tomatensirup denkt, verbindet damit meist die amerikanische Küche.

Aber woher die Soße mit der schönen roten Farbe wirklich kommt, ist gar nicht so genau bekannt. Aus China, England oder doch Amerika?

Ursprünglich fand das Ketchup seinen Anfang in China. Schon früh würzten die Menschen dort Fisch und Geflügel mit einer süßlich schmeckenden Sojasoße. Diese Soße nannten sie *Ketsiap*. Im Gepäck der Handelsfahrer kam *Ketsiap* im 18. Jahrhundert dann auch nach Amerika.

Dort wurde die Soße im Jahr 1876 von dem Jungunternehmer Henry John Heinz, dem Sohn deutscher Einwanderer, entdeckt. Er veränderte die chinesische Rezeptur ein wenig und nannte seine Soße schließlich *Ketchup*. Die neue Rezeptur hatte Erfolg: jede Menge frische Tomaten und zahlreiche Gewürze machten aus dem chinesischen Grundrezept schließlich das *Ketchup* wie wir es heute kennen.

Inzwischen gibt es das essbare Ketchup sogar in drei Varianten: *Tomatenketchup*, *Gewürz- und Curryketchup*.

Die schöne rote Farbe bekommt das Ketchup durch seinen hohen Anteil an Tomaten: für einen Liter *Ketchup* braucht man etwa zwanzig Tomaten. Dazu kommt Essig, Zucker, Salz, Sellerie und Gewürze wie Zimt und Nelken – fertig ist das Ketchup.

Die Deutschen entdeckten übrigens erst in den fünfziger Jahren den Geschmack der roten Soße. Nach dem beliebtesten Würzmittel wurde im Jahr 2002 auch ein Lied benannt. Mit *The Ketchup Song* landete das spanische Trio *Las Ketchup* einen weltweiten Sommerhit.

TEST 6**6/1.****Interview: Internetsoziologe Dr. Stephan Humer**

Für die Einen ist das Internet ein großer Haufen Webseiten oder eine Möglichkeit, den Kontakt schnell per E-Mail mit anderen Menschen aufzunehmen oder eine riesige Datenansammlung, für die Anderen ist es ein großes Chaos, das sie nicht verstehen können. Dr. Stephan Humer untersucht seit sechs Jahren an der Universität der Künste in Berlin das Internet und hat sich auf die menschliche Seite, das sogenannte *soziale Internet*, spezialisiert.

– Herr Humer, was ist denn das Internet für Sie?

Das Internet ist die stille Revolution. Ich glaube, das haben viele Menschen immer noch nicht verstanden. Ich glaube es ist eine Revolution, die still und leise, aber stetig vor sich geht. Wer das Internet immer noch auf bestimmte Services beschränkt und denkt das Internet ist nur *Google, Facebook* und *Twitter*, liegt falsch. Deswegen muss Digitalisierung unbedingt ein Schulfach werden.

– Was würden Sie im Schulfach "Digitalisierung" unterrichten?

Man sollte in der Schule von unten beginnen zu unterrichten, wie es bei Mathe und Sprachen auch gemacht wird. Digitalisierung ausgehend von der Technik erklären und dann zu den Services wie *Facebook* oder *Google* kommen. Social Media Techniken in der Schule zu unterrichten ist eine gute Idee – aber das darf nicht die Basis sein. Lesen und Schreiben hat man auch erst lernen müssen und im Unterricht geübt, bevor man Aufsätze schrieb. Das muss man mit dem Internet auch so machen.

– Was ist der Unterschied bei der Internetbenutzung zwischen den Generationen?

Was man sagen kann ist, dass zwischen Kindern und Erwachsenen ein Unterschied besteht, wie und wozu sie das Internet benutzen. Kinder haben einfach mehr Zeit und nutzen deswegen das Internet intensiver. Aber sie sind trotzdem nicht kompetenter. Man sagt in der Psychologie ab 35 werden Menschen lernfaul und träge – dann wird man langsam faul gegenüber Innovationen. Es gab schon immer Dinge, die Erwachsene nicht nachvollziehen konnten. Das ist Teil der Elternaufgabe.

– Kindheit wird in Zukunft auch im Netz stattfinden. Was müssen Eltern ihren Kindern mitgeben?

Eltern und Lehrer müssen mit dieser schnellen Entwicklung Schritt halten. Man muss ins Detail gehen und Kindern alles erklären. Das ist gerade bei der interaktiven Komponente wichtig, denn wenn Kinder so ein Gerät verstehen, dann können sie auch damit arbeiten. Der Computer ist weder gut noch böse. Es ist lange und harte Arbeit bis man sich mit der Technik zurechtfindet und je mehr man an Energie reinsteckt, desto besser werden Kinder damit umgehen. Alles was unbearbeitet bleibt, da sind die Kinder im Nachteil. Wenn man sie alleine lässt, wird das in einer Katastrophe enden.

– Kindheit 2.0 – wie könnte sie in 10 oder 20 Jahren aussehen?

In absehbarer Zeit wird es wahrscheinlich kommen, dass sich dieser Trend zu einem Netz der Service-Anbieter (*Google Facebook, Twitter* und Co) verstärken wird. In 10 oder 20 Jahren wird die Digitalisierung in noch viel mehr Bereichen eine Rolle spielen. Es wird alles Mögliche geben – wie Funkchips in der Kleidung. Auch der Körper wird digitalisiert: Die Schrittzahl am digitalen Messgerät, die man zum Beispiel beim Sport misst, wird zum Alltag werden. Mit dieser allgegenwärtigen Digitalisierung werden Jugendliche sicher groß werden.

6/2.

Eine Stadt mit vielen Gesichtern

Was ist das Besondere an Hamburg? Auf diese Frage hat jeder, der schon einmal in der zweitgrößten Stadt Deutschlands war, eine andere Antwort. Für Leute, die gern ausgehen, ist es das Feiern auf der Reeperbahn und das letzte Bier auf dem berühmten Hamburger Fischmarkt. Für die Shoppingfans ist es der Jungfernstieg mit seinen teuren Boutiquen. Für Architekturliebhaber ist es der Kontrast zwischen der alten Speicherstadt und der modernen Hafencity.

Die Stadt lässt sich nicht mit einem Wort beschreiben. Bei einer Fahrt mit der Hamburger Hochbahn zeigen sich die verschiedenen Gesichter der Stadt deutlich: An den Landungsbrücken fährt man fast durch den Hafen und kann während der Fahrt Schiffe zählen. In Eppendorf geht es so nah vorbei an den schicken Altbauten, dass man hineinschauen kann, und in Barmbek bekommt man ein Gefühl für die typisch norddeutsche Architektur.

Hamburg ist eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands. Der Hafen ist einer der größten Seehäfen weltweit und die maritime Wirtschaft macht einen großen Teil des Handels aus. Außerdem ist Hamburg der drittgrößte Standort für Luftfahrtindustrie auf der Welt. Der Flugzeughersteller Airbus ist einer der wichtigsten Arbeitgeber in der Stadt. Auch die Tourismuswirtschaft spielt eine große Rolle. Mehr als fünf Millionen Touristen besuchen Hamburg im Jahr. Hamburg ist einer der bedeutendsten Medienstandorte Deutschlands. Drei Großverlage haben in der Hansestadt ihr Zuhause.

Die Stadt gilt als eine Universitätsstadt: Hier gibt es mehr als 20 staatliche und private Hochschulen und Universitäten. Die größte ist die Universität Hamburg, die 1919 gegründet wurde. Hamburg zieht besonders viele junge Menschen an, die Musicaldarsteller werden wollen. Auf der privaten Schule „Stage School“ arbeiten sie daran, ihren Traum zu verwirklichen. Insgesamt studieren fast 90.000 Menschen in dieser Stadt.

Mit dem Deutschen Schauspielhaus und dem Thalia Theater hat Hamburg zwei städtische Theater. Außerdem gibt es viele privat geführte Theater. Die Hamburgische Staatsoper ist eine Oper mit Weltruf. Zu ihr gehört unter anderem das bekannte Ballettensemble von John Neumeier. In Hamburgs Konzerthaus, der Laeiszhalle, finden von Klassik bis Jazz zahlreiche Konzerte statt. Außerdem ist Hamburg nach New York und London einer der größten Spielorte für Musicals – das erfolgreichste ist „Der König der Löwen“. Wer gerne ausgeht, hat in Hamburg zahlreiche Möglichkeiten. Auf der Reeperbahn, der zentralen Straße des Vergnügungsviertels z. B. gibt es viele Nachtclubs, Bars und Diskotheken. Alster, Elbe und zahlreiche Kanäle sind perfekt für Menschen, die gerne Wassersport machen. Egal, ob mit dem Ruderboot, im Kajak oder auf einem Ausflugsschiff – Hamburg lässt sich wunderbar vom Wasser aus entdecken.

6/3.

Traumberuf Friseur(in)?

Sprecher:

Er gehört zu den ältesten und in Deutschland noch immer zu den beliebtesten Handwerksberufen: der Beruf der Friseurin beziehungsweise des Friseurs. Trotzdem hat auch das Friseurhandwerk mit einem großen Problem zu kämpfen: Immer weniger Frauen und Männer in Deutschland wollen sich in einem handwerklichen Beruf ausbilden lassen. Im Friseurberuf sank die Zahl der Auszubildenden von rund 40.000 im Jahr 2006 auf rund 25.000 im Jahr 2013. Ein Grund für den Rückgang ist die geringe Bezahlung, ein weiterer die Vielzahl von Friseursalons – besonders in den Städten –, die sich gegenseitig Konkurrenz machen. Die 20-jährige Rebecca ließ sich trotz allem nicht abhalten, eine Ausbildung in ihrem Traumberuf zu machen. 2012 begann sie ihre Lehre in einem Friseursalon in Leipzig und steht jetzt kurz vor ihrer Abschlussprüfung, der so genannten Gesellenprüfung. Einen Tag, bevor die Prüfer in den Friseursalon kommen, bereitet sie sich mit Hilfe von Kerstin, einer Kundin, die sich dazu bereit erklärt hat, vor:

Rebecca:

„Also wir machen heute normal Wimpern färben und Augenbrauen und Höhen – alles, was für morgen vorzubereiten ist.“

Sprecher:

Seit beinahe einem Jahr kommt Kerstin alle zwei Wochen in den Salon und lässt sich von Rebecca frisieren und schminken. Dieses Mal ist es jedoch etwas anderes. Rebecca will sie schon etwas für die eigentliche Prüfung vorbereiten. Dazu gehört, Kerstin die Wimpern zu färben, die Augenbrauen zu zupfen und die Höhen zu machen. Rebecca verwendet den Begriff hier für eine bestimmte Färbetechnik am Oberkopf. In den etwa 45 Minuten, die die ganze Vorbereitung dauert, mischt Rebecca Farben, trägt sie auf, wäscht und föhnt Kerstins Haare. Extra für die Prüfung hat diese sich die Haare lang wachsen lassen. Vor den Augen der Prüfer wird Rebecca sie dann wieder abschneiden. Dass ihr eine Auszubildende die Haare schneidet, stört Kerstin nicht. Sie ist mit Rebeccas Arbeit zufrieden, nicht nur, weil sie Ideen hat und ihr immer etwas Neues vorschlägt. Sie hat sie auch immer gut frisiert. Der Anfang war für die Auszubildende allerdings nicht leicht. Die ersten Versuche unternahm sie an einer Puppe, denn am Menschen zu schneiden ist – wie sie sagt – ein großer Schritt.

Rebecca:

„Man hat gerade da Angst, was falsch zu machen. Weil, gerade an Modellen ist es halt so, man kann halt trotzdem was falsch machen. Und die laufen dann so mit den Haaren rum. Man ist sehr vorsichtig am Anfang.“

Sprecher:

Zu der Ausbildung gehört neben der praktischen Arbeit auch der Besuch der Berufsschule. Drei Jahre ging Rebecca abwechselnd zwei Wochen dahin, sechs Wochen arbeitete sie im Friseursalon. In der Berufsschule lernte sie einiges: Farbmischen, den Umgang mit Chemikalien, verschiedene Frisiertechniken, aber auch wirtschaftliches Fachwissen – wie etwa das Führen eines Friseursalons, Rechnungswesen und Wirtschaftslehre. Wer das Friseurhandwerk gut ausüben will, muss einiges mitbringen.

TEST 7

7/1.

Bananen

Bananen gehören in Deutschland neben dem Apfel zu den beliebtesten Früchten überhaupt. Die Deutschen konsumieren insgesamt rund 560.000 Tonnen pro Jahr. Das entspricht etwa 14 Kilogramm pro Kopf. Doch kaum einer weiß Genaueres über die Frucht: Wo wächst die Banane eigentlich? Wie kam sie nach Europa? Und warum ist die Banane eigentlich krumm?

Wissenschaftler zählen die Banane zu den ältesten Kulturpflanzen der Welt. Ursprünglich stammt die Banane aus dem südostasiatischen Raum, also Ländern wie Thailand und Malaysia. Von dort gelangte die Frucht über Indien in den arabischen Raum. Arabische Händler brachten sie schließlich nach Afrika und Europa. Erst im 15. und 16. Jahrhundert gelangte die Banane mit spanischen und portugiesischen Seefahrern nach Amerika. Ihren Namen bekam die Banane von den Arabern. Sie nannten sie *banan*, was übersetzt *Finger* bedeutet.

Es gibt über 1000 bekannte Bananensorten. Viele Sorten sind in Europa jedoch unbekannt. Die meisten gelangen erst gar nicht auf den Weltmarkt, sondern werden direkt vor Ort verzehrt. Man unterscheidet zwischen Obst-, Gemüse- und Textilbananen. In Europa ist hauptsächlich die Obstbanane, wie wir sie aus dem Supermarkt kennen, bekannt. Gemüsebananen zählen vor allem in Afrika und Teilen von Asien zu den Grundnahrungsmitteln. Sie haben dort etwa denselben Stellenwert wie bei uns die Kartoffel. Textilbananen sind nicht zum Verzehr geeignet. Die Blätter werden zur Textilherstellung verwendet. Botanisch betrachtet ist die Banane eine Beere. Sie gehört damit zur selben Familie wie Gurke, Tomate und Kürbis.

Die Monokultur auf den Bananenplantagen hat zur Folge, dass sich Schädlinge aller Art schnell verbreiten können. Besonders Pilzkrankungen wie zum Beispiel die *Panama-Krankheit* bedrohen die Bestände. Um die Krankheiten und Schädlinge bekämpfen zu können, wird vielerorts Chemie eingesetzt. Das schadet nicht nur der Natur, sondern gefährdet auch die Gesundheit der Plantagenarbeiter. Eine intensiv bewirtschaftete Bananenplantage kann nur einen gewissen Zeitraum gehalten werden. Die Banane benötigt viele Nährstoffe zum Wachsen, sodass die Böden schnell kaputt gehen. Nach etwa 20 Jahren muss deshalb in der Regel eine neue Plantage angelegt werden.

Die Banane enthält viel Fruchtzucker und liefert dem Körper ähnlich viel Energie wie die Kartoffel. Sie bietet einen hohen Gehalt an Mineralstoffen wie Kalium und enthält die Vitamine A, B, C und E. In vielen Diätpulvern findet sich eine Trockensubstanz aus Bananen.

Die Inhaltsstoffe der Frucht haben eine heilende Wirkung, vor allem auf den Magen-Darm-Bereich. Die Banane verhindert etwa, dass der Magen übersäuert. Auch auf das Hirn eines Menschen hat die Frucht einen positiven Effekt: Die Aminosäure Tryptophan regt die Produktion des Glückshormons Serotonin an. Ob der Verzehr von Bananen glücklich macht, ist allerdings wissenschaftlich nicht belegt.

7/2.

Interview – Intelligente Technik für den Flughafen-Verkehr

Das Institut für Flugführung beschäftigt sich damit, wie man die Abläufe an einem Flughafen noch effizienter und sicherer machen kann. Dabei geht es um grundlegende, ingenieurwissenschaftliche Forschung. Das Institut gehört zum Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt. Im Interview mit *Planet Wissen* erklärt sein Leiter Professor Dirk Kügler, wie Flugsicherung funktioniert und welche Bereiche der Flugführung noch verbessert werden können.

– Herr Kügler, wie funktioniert Flugführung?

Flugzeuge sind in der Regel hochtechnisch ausgestattet. Man unterscheidet zwei große Klassen im zivilen Bereich: Einmal die, die nach Sicht fliegen, und Flugzeuge, die nach Instrumenten fliegen. Die normalen Verkehrsflugzeuge gehören alle zur zweiten Gruppe, das heißt, sie werden über Navigationseinrichtungen gesteuert oder geführt.

– Welche Aufgaben hat denn der Pilot bei so viel Technik?

Der Pilot hat auf alles Zugriff, aber er kann eben viele Dinge automatisiert ablaufen lassen. In der Regel nutzt er den Autopiloten, wenn er die navigatorische Infrastruktur dafür hat. Europa und alle entwickelten Länder haben ein sehr dichtes Netz an Navigationsanlagen am Boden. Mit Hilfe dieser Navigationsanlagen bewegt sich der Pilot auf der vorgegebenen Flugroute. Beim Instrumentenflug hat er eben nicht die Freiheit des Fliegens zu sagen: Ich fliege jetzt von A nach B, so wie ich will. Wenn ein Pilot heute beispielsweise Hamburg-München fliegt, muss er vor Abflug einen Flugplan aufgeben. Der enthält alle Wegpunkte und Strecken, die er gerne auf den vorgegebenen Flugstraßen fliegen möchte. Und er bekommt dann vor Abflug den genehmigten Flugplan mitgeteilt, der aber unter Umständen auf dem Flug selber auch noch mal kurzfristig geändert werden kann.

– Der Pilot ist während des Flugs auch auf Angaben angewiesen, die er von Menschen erhält. Ist das ein Sicherheitsproblem?

Eigentlich nicht. Ich meine, das Flugzeug macht – wie ein Auto – das, was der Pilot ihm sagt. Die Flugsicherung gibt dem Piloten Anweisungen, über welche Flugstraßen er entsprechend des Flugplanes zu fliegen hat. Und der Pilot hält sich daran. Damit das auch überprüfbar ist, hat die Flugsicherung unten natürlich einen Blick auf die Flugzeuge, das macht sie über die Radaranlagen.

– Wo sehen Sie im Bereich der Flugführung noch Verbesserungsbedarf?

Europa hat sich über die EU zu einem großen Programm organisiert, das sich zur Aufgabe gemacht hat, die Flugsicherungseinrichtungen europaweit zu harmonisieren. Sie müssen sich das so vorstellen: Flugsicherung ist heute in der Regel staatliche Aufgabe.

– Ist es denn Ihrer Meinung nach konkret im Bereich Flugsicherheit nötig, Dinge zu optimieren, beispielsweise durch den Einsatz neuer Instrumente?

Aktuell würde ich sagen: nein. Der Luftverkehr ist sehr sicher. Es gibt extrem hohe Sicherheitsstandards. Wir hatten Anfang der 1980er Jahre etwa eine Million Flugbewegungen in Deutschland im Bereich Instrumentenflug und 25 gefährlich dichte Begegnungen, also Annäherungen von Flugzeugen, wo nichts passiert ist. Im Jahr 2008 haben wir über drei Millionen Flugbewegungen gehabt und nur noch sechs gefährliche Begegnungen. Das heißt, rein von den Zahlen her ist der Luftverkehr sicherer geworden, was den möglichen Zusammenstoß zweier Flugzeuge angeht, obwohl er sich verdreifacht hat.

– Wo liegen die Schwerpunkte des Instituts für Flugführung, wenn nicht bei der Sicherheit?

Wir untersuchen hier, wie wir den Menschen noch besser bei seinen komplexen Aufgaben unterstützen können. Das heißt, wir möchten gerne noch mehr Routineaufgaben automatisieren – in der Luft und am Boden. Im Bereich Simulation haben wir viele Geräte und können das Ganze auch mit unseren Forschungsflugzeugen im Flugversuch, also im praktischen Betrieb demonstrieren.

7/3.

Ein Wochenende in New York

Empire State Building, Times Square, Fifth Avenue – die Liste der Sehenswürdigkeiten von New York ist lang. Doch New York City hat mehr zu bieten als das, was in jedem Reiseführer empfohlen wird. Martina Buttler war von 2005 bis 2008 Hörfunkkorrespondentin im ARD-Studio New York. Der *Große Apfel* ist ihr ans Herz gewachsen, ihre Lieblingsstadt geworden. Sie verrät, was sie einem Besucher auf jeden Fall zeigen würde, der nur ein einziges Wochenende in New York verbringt:

Am Freitagabend geht es zum *Ersten Freitag* ins *Guggenheim Museum*. Unter dem Motto *Kunst in der Nacht* lädt das Museum an jedem ersten Freitag im Monat zu einer großen Party ein. Die Warteschlangen sind zwar lang und der Eintritt mit 25 Dollar nicht gerade ein Schnäppchen, aber es lohnt sich: Das Museum verwandelt sich in einen großen Partybereich mit allem was dazu gehört - mit Discjockey, Cocktails und so weiter. Wo kann man sonst so feiern und die Nacht durchtanzen, indem man von berühmten Kunstwerken umgeben ist?

Den Samstag beginnen wir mit Laufen im Central Park. In New York läuft fast jeder, auch ich habe hier meine Liebe zum Laufen entdeckt. Der Central Park ist nicht nur ein berühmter, sondern auch ein perfekter Ort fürs Joggen.

Danach geht es in die Bronx, wo wir einen *Hip-Hop Soundwalk* machen. Die *Soundwalks* sind Audioführungen, die Spaziergänge durch bestimmte New Yorker Viertel zu einem wahren Geschichten-Erlebnis machen. In diesem Bezirk steht ja auch die Wiege dieser Musikrichtung. Die *Soundwalks* dauern etwa eine Stunde, es gibt sie allerdings nur in englischer Sprache. Man kann sie als MP3-Datei von der Soundwalk-Website herunterladen.

Am Sonntag, nach dem Frühstück geht unser kleiner New-York-Trip hoch in den Norden Manhattans, nach Harlem. Zuerst nehmen wir an einem Gospelgottesdienst teil, der gut und gerne bis zu drei Stunden dauern kann. Harlem ist aber auch sonst sehenswert. Es ist der Stadtteil, der sich gerade besonders verändert. Hier gibt es wunderbare Architektur und viel Kultur. Mittlerweile ziehen viele Designer dorthin, man bekommt aber auch immer noch die extremen Gegensätze der Stadt mit: arm und reich, schwarz und weiß.

Den Sonntagnachmittag verbringen wir in Brooklyn. Zuerst spazieren wir durch den Stadtteil Williamsburg, hier wohnen derzeit die meisten Künstler der Stadt. Am frühen Abend trinken wir ein Bier in der Brooklyn *Union Hall*. In der riesigen Bar, zu der auch ein Restaurant und Bowling-Bahnen gehören, treten regelmäßig Bands auf. Außerdem tagt hier der *Secret Science Club*, in dem Wissenschaftler über ihre Forschungsergebnisse erzählen – aber so, dass man ihnen auch als Nichtwissenschaftler gerne zuhört. Es kommt auch vor, dass ein Nobelpreisträger dabei ist.

Wenn es dann dämmt, bummeln wir durch *Brooklyn*. Von dort aus kann man einen fantastischen Blick auf die Skyline von Manhattan genießen, um dann zu Fuß über die schöne alte Brooklyn Brücke zurück nach Manhattan zu gehen.

TEST 8**8/1.****Interview mit Bärbel Systemann**

In Deutschland gibt es etwa 300 Brotsorten. 80 Prozent des gesamten Brotes stammen aus Großbäckereien und nur ein ganz kleiner Teil kommt aus kleinen Backbetrieben. Eine davon steht in Duisburg und heißt *Kabouter*. Dort arbeitet Bärbel Systemann als Bäckermeisterin.

– Nicht nur der Name Ihrer Bäckerei ist ungewöhnlich. Am Anfang gab es auch die Idee, nachts nicht zu backen. Wieso das?

Ganz einfach, wir wollten gesundes Brot von gesunden Bäckern backen lassen. Denn wer nachts arbeitet, arbeitet natürlich gegen den Biorhythmus. Wir wollten soziale Arbeitsplätze schaffen. Deshalb waren wir konsequent und haben gesagt: Bei uns gibt es erst mittags frisches Brot. Unsere Konkurrenz dagegen hat die Nachtschichten streng eingehalten und konnte die Kundschaft eben schon am Morgen bedienen. Da konnten wir leider nicht mithalten, wenn wir erst mittags unsere Ware angeboten haben. Daher müssen wir jetzt leider seit fünf Jahren auch nachts backen lassen, weil wir sonst auf dem Markt nicht bestehen könnten.

– Zu Ihrer Konkurrenz gehören sicherlich auch Großbäckereien, in denen industriell produziert wird. Worin unterscheiden die sich denn von Ihrer Bäckerei?

Wenn Kunden zu uns kommen, können wir sie auf jeden Fall persönlich beraten. Denn bei uns gibt es noch den direkten Kundenkontakt. Außerdem stellen wir das komplette Produkt von Hand her. Wir pflegen also das traditionelle Handwerk. Das ist in Großbäckereien nicht mehr unbedingt der Fall. Da kommen viele Maschinen zum Einsatz.

– Auch Ihre Zutaten unterscheiden sich von denen, die in Großbetrieben verwendet werden.

Richtig, wir setzen andere Rohstoffe ein als die Industrie das tut. Damit wollen wir zusätzlich den Umweltschutz fördern. In erster Linie gilt das bei Biobrot. Beim Vollkorn hat man ja auch den Keimling und die Fruchtschalen im Mehl, die für die Ernährung ganz wichtig sind. Das ist der Grund, weshalb wir ausschließlich mit Biomehl aus Bioanbau backen.

– Woher bekommen Sie denn Ihr Mehl?

Unser Mehl beziehen wir von Biobauern aus unserer Region und aus der *Bolsener-Mühle* in Norddeutschland. Von dort bekommen wir auch unsere Kürbis- und Sonnenblumenkerne. Der Müller dort berät uns sehr gut. Ganz am Anfang war es so, dass wir unsere Körner noch mit einem VW-Bus selbst beim Bauern abgeholt und sie dann vermahlen haben. Später haben wir uns mit den Bauern an einen Tisch gesetzt, um eine Mehlqualität zusammenzustellen, die für uns auch vertretbar war. Denn wir backen ja ein professionelles Produkt.

8/2.

Tour de France

Seit 1903 fahren die besten Radfahrer der Welt einmal im Jahr bei der *Tour de France* um die Wette. Das Rennen gilt neben den *Olympischen Spielen* und der *Fußballweltmeisterschaft* als eine der beliebtesten Sportveranstaltungen weltweit. Im Juli fahren die Rennprofis drei Wochen lang quer durch Frankreich über ebene Straßen bis ins Hochgebirge. Ein anstrengender Sport, der in der Vergangenheit immer wieder für Skandale sorgte.

Der französische Journalist Géo Lefèvre hat im Jahr 1903 erstmals die Idee zur Tour de France. Die bereits bekannten Radrennen *Bordeaux-Paris* und *Paris-Brest-Paris* sind den Fahrern seiner Meinung nach nicht anstrengend genug. Lefèvre führt Strecken ein, die länger sind als bisher. Er will damit den Unterhaltungswert für das Publikum steigern. Die Etappen gelten deswegen als sehr schwer und anstrengend.

Veranstalter der ersten Tour ist die französische Sportzeitung *L'Auto*. Dem Chefredakteur Henri Desgrange, selbst passionierter Radfahrer, kommt die Idee seines Kollegen gerade recht. Er verspricht sich, einen Vorteil gegenüber der Konkurrenz und dass durch die Tour die Auflage seiner Zeitung steigt. Bis 1940 leitet Desgrange die *Tour de France*. Ihm sind das gelbe Trikot und die Bergwertung zu verdanken. Zudem lässt er noch vor den Radfahrern Werbefahrzeuge die Strecke abfahren, die Geschenke an das Publikum verteilen. Am Ende hat sich die Auflage seiner Zeitschrift gesteigert. Außerdem gelingt es Desgrange, mit der Tour selbst viel Geld einzunehmen.

Bei der ersten *Tour de France* 1903 fuhren schon 60 Fahrer mit, 2012 waren es dreimal so viele. Die erste Tour bestand aus sechs Etappen und umfasste insgesamt etwa 2500 Kilometer. Zwischen den einzelnen Etappen legten die Fahrer mehrere Ruhetage ein.

1903 lockten insgesamt 20.000 Franc als Gewinn, umgerechnet ungefähr 3050 Euro. Heutzutage werden weitaus höhere Beiträge gezahlt – mehr als zwei Millionen Euro. Das Geld geht aber nicht nur an den Sieger, sondern wird unterschiedlich zwischen den einzelnen Wertungen aufgeteilt. Die Fahrer und Teams bekommen Preisgelder in den Kategorien Gesamtwertung, Sprintwertung, Etappenwertung, Bergwertung, Mannschaftswertung und Nachwuchswertung. Eine Jury bewertet zusätzlich noch den kämpferischsten Fahrer. Gesamtsieger ist am Ende der Fahrer, der am schnellsten im Ziel ankommt.

Im Schnitt schaffen die Sportler heute bei der *Großen Schleife*, wie die Tour auch genannt wird, 3500 Kilometer auf dem Rad. Meistens beginnt die Rundfahrt mit Etappen im flachen Land und steigert sich dann Kilometer für Kilometer bis ins Hochgebirge. Zwischenzeitlich war die Tour noch länger, zeitweise sogar über 5000 Kilometer. Inzwischen haben sich aber rund 3500 Kilometer als Richtwert etabliert.

8/3.

Geschichte der Gastarbeiter

Die Geschichte der Gastarbeiter in der Bundesrepublik ist fast so alt wie der Staat selbst. Bereits in den 50er Jahren führte der Arbeitskräftemangel dazu, dass immer mehr ausländische Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen nach Deutschland kamen. Die meisten der Arbeiter wollten eigentlich nur ein paar Jahre bleiben und dann in ihre Heimat zurückkehren. Was damals niemand ahnt oder ahnen will: Deutschland wird ein Einwanderungsland und sich damit grundlegend verändern. Denn für viele Arbeiter wird aus dem vorübergehenden ein dauerhafter Aufenthalt. Viele Familien kommen nach und bleiben in Deutschland.

Mit dem Wirtschaftswunder der Bundesrepublik wurden immer mehr Arbeitnehmer benötigt, die auf dem inländischen Markt nicht mehr zu finden waren. Und so schloss die Bundesrepublik am 20. Dezember 1955 mit Italien die erste Vereinbarung ab. Es folgten Abkommen mit Griechenland und Spanien, der Türkei, Marokko, Portugal (1964), Tunesien und dem ehemaligen Jugoslawien.

Als mit dem Mauerbau immer weniger ostdeutsche Arbeitskräfte kamen, war die Anwerbung außerhalb Deutschlands noch dringlicher geworden. 1964 wurde der millionste Gastarbeiter – Armando Rodrigues aus Portugal – feierlich vom damaligen Bundesinnenminister begrüßt. Sowohl die Bundesrepublik Deutschland als auch die Gastarbeiter dachten dabei an einen Aufenthalt für einen bestimmten Zeitraum. Die meisten machten sich mit wenigen Informationen über das Land im Norden auf den Weg nach Deutschland. Die Gastarbeiter erlebten einen ersten Schock: Einfache Holzbaracken in der Nähe ihrer Arbeitsstellen waren von den Unternehmen für die fast nur männlichen Arbeiter bereitgestellt worden. Sprachprobleme, die fremde Umgebung, die zum Teil ungewohnte Arbeit sowie die unterschiedlichen Mentalitäten mussten sie bekämpfen. Mit Lehrfilmen versuchte man, den Gastarbeitern die deutschen Lebensgewohnheiten nahe zu bringen.

Ein großer Teil der Gastarbeiter ist mit Familien und Nachkommen in Deutschland geblieben. Viele sind inzwischen deutsche Staatsbürger geworden. Es gibt bemerkenswerte Karrieren in allen Bereichen der Kultur, Wirtschaft und Politik.

Die größte Gruppe unter den Ausländern machen hierzulande die Türken aus, von denen knapp 1,6 Millionen in Deutschland leben. Von der ehemals größten Gruppe, den Italienern, lebten Ende 2012 noch gut 530.000 in Deutschland. Von den 14 Millionen Gastarbeitern, die bis zum Anwerbestopp 1973 nach Deutschland kamen, gingen elf Millionen zurück in ihre Heimatländer. Die Hälfte der Migrantinnen, die 2013 nach Deutschland kamen, stammten aus den neuen EU-Ländern wie Rumänien und Bulgarien aber auch Polen und Ungarn. Manche Experten schätzen, dass wir derzeit circa 800.000 Gastarbeiter brauchen würden, um die wirtschaftliche Stabilität des Landes unter anderem für das Rentensystem zu sichern und um die fehlenden Fachkräfte zu ersetzen.

TEST 9**9/1.****Interview mit Katja Jührend**

Frau Jührend arbeitet als Redakteurin bei der Frauenzeitschrift *Brigitte*. Sie recherchiert und schreibt unter anderem kulturgeschichtliche Texte zu verschiedenen Lebensmitteln und führt Interviews. Lasagne – das ist bis heute ihr liebstes Nudelgericht.

– Sie arbeiten als Redakteurin bei der Frauenzeitschrift Brigitte. Können Sie mir vielleicht die Frage beantworten, weshalb uns Nudeln eigentlich so gut schmecken?

Das hat mehrere Gründe. Einer ist zum Beispiel die Form. Im Gegensatz zu Kartoffeln haben Nudeln immer eine spezielle Form. Und man darf bei Lebensmitteln das Mundgefühl nicht vergessen. Ganz unabhängig vom Geschmack haben Nudeln ein sehr interessantes Mundgefühl, Spaghetti, Spiralnudeln, was auch immer – und es macht Spaß, sie zu essen. Das ist das eine. Sie haben außerdem eine Mischung aus festem Biss, aber auch angenehmer Weiche und sie passen gut zu allen möglichen Saucen, weil man sie wahnsinnig gut alleine nur mit etwas Butter und Salz essen kann und weil sie ein Kinderessen sind. Kinder mögen ja keine extremen Geschmäcker. Zu den frühesten Essen, mit denen Kinder in Berührung kommen, gehören Nudeln, und das speichert sich im Gedächtnis. Diese angenehme Esserfahrung.

– Da Nudeln auf der ganzen Welt gegessen werden, kann man sagen, dass sie das erste globalisierte Lebensmittel sind?

Ja, zusammen mit Brot. Nudeln werden aus sehr einfachen Bestandteilen gemacht: aus Wasser, Stärke und Salz und das ist ungefähr das Gleiche wie Brot und das gibt es ja auch auf der ganzen Welt. Brot backt man im Ofen oder über dem Feuer, Nudeln kocht man im Wasser – auf diese Ideen zu kommen, ist nicht allzu schwierig.

– Nudeln machen dick. Stimmt das denn wirklich?

Nein. Dick macht, wenn man mehr Energie über Nahrung aufnimmt als man verbraucht. Ob man diese Energie mit Salatblättern zu sich nimmt oder durch Nudeln, ist vollkommen egal - am Ende zählt die Energiebilanz. Es gibt seit einigen Jahren sogar eine Diskussion und auch Studien über den Stärkegehalt von Nudeln. Es ist zur Zeit in der Diskussion, ob zum Beispiel Nudelsalat, oder auch Kartoffelsalat, geeignete Diätessen sein könnten, weil sie möglicherweise weniger Kalorien enthalten, als wenn man sie warm essen würde, aber natürlich auch genauso satt machen.

– Vielleicht wissen Sie ja mehr, Frau Jührend – Wer hat sie denn nun erfunden, die Nudel?

Das kann man nicht wirklich sagen. Man kann absolut nicht herausfinden, wer wann wo wie die erste Nudel erfunden hat. Meine Theorie ist, dass sie mehrfach auf der ganzen Welt erfunden wurde - und zwar überall da, wo Getreide angebaut wurde, wo man Salz hatte und wo man Wasser hatte. Das Einzige, was man wirklich sagen kann, ist, wo die frühesten Nudeln gefunden wurden und das war in China. Dort hat man eine Stadt aus dem 4. Jahrtausend vor Christus gefunden. Dort fand sich ein Behälter mit Nudeln, allerdings aus Hirse gemacht. Hirse ist ein Getreide mit kleinen, runden, gelben Körnern. Das ist das früheste Zeugnis für die Existenz von Nudeln – das bedeutet aber nicht, dass die Chinesen die Nudel erfunden haben. Ich glaube, dass sehr viele Völker Nudeln oder nudelähnliche Produkte hatten. Zum Beispiel die Kelten, etwa 100 vor Christus. In Deutschland hatten die Germanen sicherlich auch eine Form von Nudeln.

– Wir danken Ihnen sehr für dieses Gespräch.

9/2.

Wo gibt man wie viel Trinkgeld?

Trinkgeld ist eine freiwillige und zusätzliche Leistung. Gleichzeitig wird das kleine Extrahonorar etwa von Kellnern oder Friseuren erwartet, weil es den kleinen Lohn aufbessert. Das wissen die meisten Deutschen. Viele sind jedoch unsicher, wie viel Trinkgeld angemessen ist. Wie das Ganze mit EC-Karten funktioniert oder wie richtig aufgerundet wird, sagen Etikette-Experten. Wir geben daher ein paar Tipps, wie man guten Service honorieren kann.

Wer in Deutschland zehn Prozent oder mehr Trinkgeld gibt, kann nichts falsch machen. Und diese Regel gilt auch, wenn die Rechnung etwa für eine Feier oder eine große Runde sehr hoch ist.

In sehr teuren Sterne-Restaurants könnte man das Trinkgeld dagegen etwas niedriger bestimmen. Da sind drei bis fünf Prozent okay, weil die Preise schon im Voraus ganz anders kalkuliert werden. Eine entsprechende Etikette-Regel fürs Aufrunden gibt es aber nicht. Wenn der Meister oder der Geschäftsinhaber im Restaurant, beim Friseur oder auch in der Werkstatt selbst bedient, gibt man in der Regel kein Trinkgeld. Dann kann man aber für die Angestellten etwas in die Kaffeekasse geben.

Bezahlt man den Friseur- oder Restaurantbesuch mit EC- oder Kreditkarte, sollte man das Trinkgeld am besten in bar geben.

Trinkgeld ist ein Dankeschön für einen Service und wird daher in der Regel auch am Ende gegeben. Dem Kofferträger im Hotel könnte man aber schon vorher etwas geben. Die Regel ist ein bis zwei Euro pro Gepäckstück. Wer mehrere Tage oder Wochen in einem Hotel übernachtet, kann sich auch dazwischen für guten Service beim Personal bedanken. Da kann man jeden Tag ein, zwei Euro im Zimmer hinterlassen.

Wie das Gesetz angibt, muss Trinkgeld nicht versteuert werden. Die Regel gilt allerdings nur, wenn das Extra-Geld für den Service freiwillig gegeben wird und an Angestellte geht. Die sogenannten Bedienungszuschläge werden versteuert. Das gilt auch für Trinkgelder für Chefs, Geschäftsinhaber oder Taxifahrer, die ihr eigenes Unternehmen haben.

Für Trinkgeld im Urlaub gibt es eine vergleichsweise einfache Regel. Je weiter nördlich in Europa man ist, umso geringer ist das Aufgeld. In Island sind etwa fünf Prozent üblich und in Skandinavien fünf bis zehn Prozent. In südlichen Ländern dagegen sind eher fünfzehn Prozent die Regel. In den USA sollte man um die 20 Prozent geben. In einigen asiatischen Ländern wie China und Japan hat dagegen Trinkgeld keine Tradition und wird oft als Beleidigung empfunden.

9/3.

Weltspartag

Viele Menschen kennen ihn noch aus der Kindheit: den Weltspartag. Was früher eine lebendige Tradition war, wird auch heute noch von vielen Sparkassen und sogar anderen Banken für wichtig gehalten. Viele Banken gehen mittlerweile dazu über, den Weltspartag zu einer ganzen Weltsparwoche zu machen.

Traditionell erhalten Kinder kleine Geschenke, wenn sie an diesem Tag ihr Sparschwein zur Bank bringen und das enthaltene Geld einzahlen. Das fängt an bei kleinen Dingen wie Luftballons und neuen Sparschweinen bis hin zu Plüschtieren, Spielzeug oder Schulmaterial: Dinge eben, über die sich Kinder freuen.

Meist wird dazu ein Sonderschalter nur für die Kinder eingerichtet. Hier werden *die Kunden von Morgen* empfangen und dürfen sich beim Abgeben des Sparschweins Geschenke aussuchen.

Der Weltspartag findet jedes Jahr offiziell am 31. Oktober statt. Da dieser Tag jedoch in manchen Bundesländern ein Feiertag ist, wird er im Allgemeinen einen Tag vorgezogen, nämlich auf den letzten Arbeitstag vor dem 31.10. Im Rest Europas wird der Weltspartag dann einen Tag später gefeiert. Außer in Frankreich, dort ist diese Tradition nämlich nahezu ausgestorben. Gleiches gilt für andere Teile der Welt, wo der Weltspartag aus einem einfachen Grund in Vergessenheit geraten ist: Er fällt mit Halloween zusammen.

Der erste Weltspartag fand am 31.10.1925 statt und wurde ein Jahr zuvor auf dem 1. Internationalen Sparkassenkongress in Mailand, Italien, beschlossen. Eine große Rolle spielte dabei Prof. Filippo Ravizza, der damalige Direktor des Weltsparkasseninstituts. An dieser ersten Veranstaltung nahmen 354 Delegierte aus 27 Ländern teil. Sinn und Zweck dieses besonderen Tages war es, den Menschen und insbesondere den Kindern das Sparen positiv darzustellen und den Wert des Sparens auf der ganzen Welt zu verbreiten. Das war besonders in Deutschland bitter nötig, denn die Währungsreform von 1923 hatte das Vertrauen der Menschen in den Wert des Geldes und vor allem in die Geldwertstabilität stark erschüttert.

Der Weltspartag war ein fester Jahrestag in den Kalendern der Sparkassen und zunehmend auch der anderen Geldinstitute. In den Jahren nach dem Kongress wurden unter anderem Plakate und Broschüren gedruckt, Vorträge gehalten und Artikel veröffentlicht sowie Aktionen an Schulen durchgeführt, um den Weltspartag bekannt zu machen. 1928 wurde sogar eine „Spar-Hymne“ von zwei italienischen Musikern komponiert.

Der Höhepunkt des Weltspartags kann in der Zeit zwischen 1955 und 1970 gesehen werden. Damals wurde der Weltspartag fast überall intensiv gefeiert. In Österreich gab es sogar ein eigenes Magazin für Jugendliche mit 400.000 Exemplaren.

Im Zeitalter des Online-Bankings nimmt die Bekanntheit des Weltspartages leider immer mehr ab. Wenn immer weniger Bankkunden für ihre Geldgeschäfte die Bank aufsuchen, wird es für die Institute schwieriger, einen lokalen Gedenktag wie den Weltspartag durchzuführen. Trotzdem ist zu beobachten, dass wieder mehr Banken mit Aktionen und Geschenken versuchen, große und kleine Kunden in die Bank einzuladen.

TEST10**10/1.****Der Hotdog**

22. Juli 1969, an Bord der Raumkapsel *Apollo 11*: Der Astronaut Neil Armstrong beißt genüsslich in seinen Hotdog, den er kurz zuvor aus der Verpackung befreit hatte. Vielleicht ist es wirklich so ähnlich passiert? Doch wie ist das Würstchen im weichen Brötchen entstanden?

Wie der Hotdog zu seinem Namen kam, kann man heute nicht mehr ohne Weiteres rekonstruieren. Der Begriff entwickelte sich scheinbar im amerikanischen Alltagssprachgebrauch und lässt sich etwa auf den Anfang des 20. Jahrhunderts datieren: Die Menschen bezeichneten die Würstchen als *Dog* (deutsch: *Hund*), was auf eine vage Ähnlichkeit der Würstchen mit bestimmten Hunderassen wie dem Dackel zurückzuführen ist. *Hotdog* heißt demnach so viel wie *heißer Hund*, gemeint ist heißes Würstchen. Zudem wird vermutet, dass die Fleischer zu jener Zeit nicht bloß Schweine- und Rindfleisch verarbeiteten, sondern auch Hundefleisch.

In dem weichen Hotdog-Brötchen steckt eine fein gemahlene Brühwurst, die bereits vorgegart ist. Der Verkäufer vom Imbiss legt die Wurst nur noch auf den Grill, um diese zu erwärmen. Die Länge des Hotdog-Würstchens ist genormt, sodass es sich perfekt in das Brötchen einpasst, das ebenfalls immer gleich lang ist. Die Würstchen in den Hotdogs heute bestehen entweder aus Rind, Schwein oder einer Mischung aus beidem. Es gibt sogar Hotdogs für Vegetarier, in denen das Fleisch durch Soja ersetzt wurde.

Das Hotdog-Würstchen könnte vom Frankfurter Würstchen abstammen. Seit Jahrhunderten isst der Rheinhesse Brötchen, Wurst und Apfelwein. Deutsche Emigranten könnten dieses Rezept nach Amerika gebracht haben.

Woher der Hotdog genau stammt, kann man nicht eindeutig beweisen. Es wird vermutet, dass Menschen aus der Umgebung der Stadt New York es erfunden haben. Dass der Hotdog weltberühmt geworden ist, ist vor allem dem ideenreichen Einwanderer Nathan Handwerker zu verdanken, der im Stadtteil Brooklyn als Kellner arbeitete. 1916 eröffnete Nathan einen Imbissstand: Seine Hotdogs waren billig und die Werbestrategien raffiniert.

Noch im selben Jahr veranstaltete er einen Wettbewerb, bei dem die Teilnehmer um die Wette aßen. Mit Erfolg: Neun Jahre später eröffnete er den ersten festen Imbissladen. Der Unternehmer vergab Lizenzen nach dem Franchisekonzept, damit andere mit seinen Rezepten und seinem Logo eine Filiale eröffnen konnten. Die *Nathan's Famous*-Fastfoodkette ist sicherlich ein Grund dafür, dass der Hotdog in Amerika – und später auch in Übersee – so populär wurde. Den Wettbewerb veranstaltet die Kette bis heute.

Der Hotdog gehört heute zur Lieblingsspeise der New Yorker. Um den Appetit der vielen hungrigen Menschen zu stillen, gibt es neben den Filialen von *Nathan's Famous* und ähnlichen Schnellrestaurants an jeder Ecke einen mobilen Imbissstand. Diese sind meist aus Edelstahl, haben einen bunten Schirm und Räder, um damit von Straße zu Straße ziehen zu können. Den Hotdog gibt es bereits ab einem Dollar. Der Verkäufer garniert ihn je nach Wunsch und reicht es normalerweise in einer Serviette oder auf einer Pappunterlage. Messer und Gabel braucht man für den Verzehr nicht: Hotdogs isst man von der Hand! Die Amerikaner lieben sie als Snack zwischendurch und essen sie besonders gerne an nationalen Feiertagen sowie zu Baseballspielen.

Auch in anderen Ländern ist der Hotdog ein beliebter Imbiss – in leicht abgeänderter Form. So lieben die Skandinavier ihre Würstchen rötlich gefärbt, gebraten, gekocht, garniert mit Röstzwiebeln, süßsauren Gurken, Remoulade und auf den Färöer Inseln sogar mit Rotkohl.

In Österreich verstecken die Hotdogköche das Würstchen in einem geschlossenen – und nicht wie sonst in einem aufgeschnittenen – Brötchen.

10/2.

Interview mit Prof. Dr. Werner Bätzing

In der Stadt leben oder doch lieber: „aufs Land“ ziehen? Prof. Dr. Werner Bätzing kennt und schätzt beides. Und: Als Geographie-Professor erforscht er die Entwicklung von Stadt und Land. Im Interview spricht er über die Probleme und Zukunftschancen der Dörfer.

– *Sie sind auf dem Land aufgewachsen, in einem Dorf mit damals nur 300 Einwohnern. War das schön?*

Das war sehr beeindruckend, es war schön. Es war eine Welt, die längst vergangen ist. Ich habe in einem Dorf gewohnt, wo die Lebensverhältnisse fast so wie im Mittelalter waren.

– *Wenn man Zeitschriften über das Landleben anschaut, dann hat man tatsächlich den Eindruck, das Leben auf dem Land ist wieder in. Stimmt das denn Ihrer Einschätzung nach?*

Ja, diesen Trend gibt es wirklich. Wir haben lange Jahrzehnte die Situation gehabt, dass der ländliche Raum benachteiligt war, dass er als konservativ galt, praktisch als nicht lebenswert. Und dann fängt ab etwa 1980 eine langsame Trendwende an, die ab dem Jahr 2000 nochmal schneller wird. Da entsteht die neue Zeitschrift *Landlust*, das erfolgreichste Zeitschriften-Projekt der letzten zehn Jahre und viele andere Magazine beginnen sich mit diesem Thema zu beschäftigen – ein Hinweis darauf, dass sich hier eine Trendwende vollzogen hat.

– *Was ist denn in den 80er Jahren passiert, dass es zur Trendwende kommt?*

Ich denke, das hängt mit der Globalisierung der Welt zusammen. Je unüberschaubarer die Welt wird, je mehr sie global vernetzt wird und die Leute nicht mehr durchblicken, die Frage aufkommt, was hängt mit was zusammen, desto mehr steigt praktisch die Idylle des Landlebens. Das Land, wo man auf eine überschaubare Weise leben kann, wo jeder jeden kennt, wo im Prinzip die Welt verstehbar ist. Das ist attraktiver gegenüber dieser unverständlichen, globalisierten und vollkommen zerrissenen Welt.

– *Wie viele Leute leben in Deutschland in den Städten und wie viele auf dem Land?*

Zwei Drittel der Deutschen wohnen in den städtischen Räumen und nur ein Drittel wohnt auf dem Lande. Von der Fläche her ist das genau umgekehrt: Der ländliche Raum beträgt vier Fünftel der Fläche Deutschlands und der städtische Raum nur ein Fünftel.

– *Kann man sagen, wie viele Bewohner ein Dorf braucht, um harmonisch zu bleiben?*

Ein Kollege aus der Schweiz hat das genau berechnet. Er sagt: 500 Menschen braucht man als Mindestmaß, damit ein Dorf funktionieren kann. Zwei Aspekte sind dabei wichtig: Erstens braucht man im Dorf viel ehrenamtliches Engagement. Das heißt: Man braucht einen Bürgermeister, einen Ortsbeirat, dann muss man eine Vertretung in den Landkreis schicken, man braucht aktive Menschen in der freiwilligen Feuerwehr, in den Vereinen, im Kirchenchor und so weiter. Man braucht eine gewisse Mindestzahl an Menschen, die zur Verfügung stehen, sonst macht ein Mensch alles alleine – dann ist er schnell überfordert und kann es nicht weiter machen. Die zweite Sache ist die: Damit sich ein Dorfladen rechnen kann, damit man die Schule erhalten kann, vielleicht ein Allgemeinarzt eine Praxis eröffnet, braucht es eine Mindestanzahl an Menschen im Dorf, damit diese Institutionen gut ausgenutzt werden.

- Zerfallende Dorfgemeinschaften und verwaisende Dörfer sind keine schöne Entwicklung. Wie kann man diese Dörfer retten? Was ist der Kern des neuen Wettbewerbs „Unser Dorf hat Zukunft“?

Dass das Dorf wieder lebensfähig wird, nämlich dass genügend Infrastrukturen angeboten werden, also auch genügend Arbeitsplätze. Infrastruktur ist das große Problem, denn ein Laden allein lohnt sich oft nicht. Deshalb muss der Laden kombiniert werden mit einer Poststelle, einem Bankschalter und anderen Funktionen. Oder man verbindet Kindergartenplätze mit anderen Sachen. Die Dörfer, die nicht so groß sind, können nur dadurch leben, dass man verschiedene Infrastrukturen miteinander kombiniert und gemeinsame Entwicklungen, Projekte ins Leben ruft, bei denen man multifunktionale Sachen gemeinsam nutzt. Diese Spezialisierung, wie wir sie aus der Stadt kennen, die läuft im Dorf nicht. Da ist die Nachfrage zu gering. Deswegen müssen verschiedene Nutzungsformen direkt miteinander kombiniert werden – und da braucht man Fantasie. Das sind Herausforderungen, aber ich denke, das sind große Chancen für das Dorf der Zukunft.

10/3.

Interview: Allein im Outback

Rainer Rawer hat Australien bereits mehrmals besucht und mit dem Motorrad bereist. Besonders hat ihm dabei das Outback, also das Landesinnere von Australien, angetan. Er erzählt von seinen Begegnungen mit den Einheimischen, den *Flying Doctors*, also den fliegenden Ärzten und anderen Menschen.

– Ist es nicht ziemlich einsam, allein rund 6000 Kilometer über staubige Wüsten- und Steppenstraßen zu fahren?

Als ich von meiner ersten Station Richtung Exmouth gefahren bin, fand ich die Einsamkeit noch richtig klasse. Aber die Strecke liegt ja auch noch an der Küste und ist noch kein Outback. Als ich dann Richtung Landesinneres auf der Warburton Landstraße gefahren bin, war schon weniger los. Dort kamen mir im Schnitt 20 Autos pro Tag entgegen. Auf der Gunbarral Autobahn war es noch einsamer. Ich bin ungefähr drei Wochen gefahren, bis ich den Ayers Rock im Zentrum Australiens erreicht hatte.

– Wie viel Wasser hattest du dabei?

So sieben Liter, das reicht normalerweise für zwei Tage. Im Sommer jedoch für nur maximal einen Tag. Man muss da schon sehr aufpassen. Wenn man sich zu weit abseits der Wege und Straßen befindet und dann etwas geschieht, kann ein längerer Aufenthalt ohne Wasser tödlich sein. Ein wichtiger Tipp ist: Immer an der Straße bei seinem Fahrzeug bleiben. Im Jahr 2001 hat sich eine Frau nach einem Motorschaden zum nächsten Roadhouse (Gaststätte) aufgemacht. Obwohl sie viel Wasser dabei hatte, hat es nicht ausgereicht, sie im Hochsommer über 40 Kilometer am Leben zu halten.

– Wie sehen die Gemeinden der Ureinwohner aus?

Diese Gemeinden sind normalerweise eine Ansammlung von ein paar Häusern. Meist gibt es dort nur ein Geschäft und wenn man Glück hat noch eine Krankenstation. Hierhin kommen die fliegenden Ärzte höchstens vier Mal im Jahr zu Routine-Untersuchungen oder wenn es mal einen schweren Unfall gegeben hat. Organisiert wird diese Gemeinschaft meist von Weißen.

– Was für Leute trifft man außerdem im Outback?

Natürlich viele Farmer, aber auch Touristen. Auf den wirklich schwierigen Strecken sind es meist nur Australier. Das ist zum Teil so, wie man das aus Amerika kennt: Viele Rentner haben dort ihr Wohnmobil und fahren im Winter nach Florida in die Sonne. In Australien fahren die abenteuerlustigen Leute, die Zeit haben, mit dem Geländewagen ins Outback. Die meisten haben Spaß an der Natur und wollen auch außerhalb der berühmten Strecken mal fahren.

– Bist du mit den Menschen auch mal richtig ins Gespräch gekommen?

Klar! Die beste Möglichkeit mit einem Australier ins Gespräch zu kommen, ist, wenn was schief geht. Wenn man auf Hilfe angewiesen ist, bekommt man sie auch immer. Das Leben im Outback funktioniert nur, wenn man sich gegenseitig hilft. Wenn man wirklich Hilfe braucht und sich nicht allzu blöd anstellt, dann lernt man die Leute ziemlich schnell kennen.

– Was waren deine wichtigsten Erfahrungen im Outback?

Nach vielen einsamen Momenten kommt man ziemlich schnell an den Punkt, dass man mit Menschen reden will und keine Lust mehr hat, den ganzen Tag vor sich hin zu schweigen. Man verändert sich, das

geht relativ schnell und ohne dass man es direkt merkt. Man geht mehr auf den anderen ein. Bei uns auf einem Campingplatz ist es ja meistens so, dass keiner mit dem anderen redet. In Australien wird man von jedem angesprochen. Jeden Abend habe ich Leute kennen gelernt. Ich habe sehr viel von den Menschen gelernt. Wenn man häufiger dort ist und die Offenheit und Hilfsbereitschaft kennen gelernt hat, dann versucht man das natürlich auch irgendwie umzusetzen, wenn man zurück in Deutschland ist. Wenn zum Beispiel jemand am Straßenrand steht, der offensichtlich ein Problem hat, ist es für mich selbstverständlich, dass ich helfe.